

# Anatole France

## THAÏS

---

Original:

[Thaïs](#)



1891

Translator Felix Vogt

Historischen Roman von [Anatole France](#).

Die Handlung geht auf die Legende um die ägyptische Hetäre und Eremitin Thais zurück, die ihrerseits wohl biographische Aspekte der älteren griechischen Hetäre Thaïs beinhaltet, der Geliebten Alexanders des Großen.

Ebook: <http://originalbook.ru>

**Thaïs von Anatole France**

## **Erstes Buch. Der Lotus**

### **Erstes Kapitel.**

Damals war die Wüste von frommen Büßern bevölkert. Auf beiden Ufern des Nils standen unzählige, von den Einsiedlern aus Zweigen und Tonerde gebaute Hütten, und zwar in solchen Abständen voneinander, daß ihre Bewohner in voller Einsamkeit leben, sich aber doch im Notfalle Hilfe leisten konnten. Kirchen, welche das Kreuzeszeichen trugen, erhoben sich da und dort über den Hütten, und die Mönche begaben sich an den Festtagen dorthin, um der Feier der Mysterien beizuwohnen und an den Sakramenten teilzunehmen. Es gab auch hart am Flußufer Häuser, in denen mehrere Zönobiten, jeder in einer engen Zelle eingeschlossen, lebten, um in dieser Art der Vereinigung die Einsamkeit noch besser zu genießen.

Anachoreten und Zönobiten lebten in strenger Enthaltbarkeit. Sie aßen erst nach Sonnenuntergang, und ihre Mahlzeit beschränkte sich auf ein Stück Brot, etwas Salz und Ysop. Einige gruben sich in den Sand ein, schlugen ihr Heim in einer Höhle oder einem Grabe auf und führten ein noch merkwürdigeres Leben.

Alle bewahrten die Keuschheit, trugen ein härenes Gewand mit Kapuze, schliefen nach langem Wachen auf nackter Erde, beteten, sangen Psalmen, kurz, verrichteten täglich die Großtaten der Buße. In Anbetracht der Erbsünde versagten sie ihrem Körper nicht nur Vergnügungen und Befriedigungen, sondern sogar die nach der Ansicht der Weltkinder unentbehrliche Pflege. Sie waren der Ansicht, daß die Krankheiten unserer Glieder unsere Seele gesund machen und daß das Fleisch keinen rühmlicheren Schmuck erhalten könne als Wunden und Geschwüre. So erfüllte sich das Wort der Propheten, die da sagten: »Die Wüste wird sich mit Blumen bedecken.«

Unter den Gästen dieser heiligen Thebaïs brachten die einen ihre Tage mit Kasteiung und beschaulicher Betrachtung zu, die andern erwarben ihren Lebensunterhalt durch Flechten von Palmblattfasern, oder verdangen sich benachbarten Bauern als Arbeiter für die Ernte. Die Heiden verdächtigten mit Unrecht einige dieser Einsiedler, daß sie vom Straßenraub lebten und sich den arabischen Nomaden anschlössen, welche die Karawanen plünderten. In Wirklichkeit aber verachteten alle diese Einsiedler den Reichtum, und der Ruhm ihrer guten Werke stieg bis zum Himmel.

Engel in Jünglingsgestalt kamen als Wanderer mit dem Stab in der Hand und besuchten die Einsiedeleien, während Teufel die Gestalt von Äthiopiern oder Tieren annahmen und um die Einsiedler herumstrichen, um sie in Versuchung zu führen. Wenn die Mönche morgens früh zum Brunnen gingen, um ihre Krüge zu füllen, sahen sie die Fußspuren von Satyrn und Ägippanen im Sande. Ihrem wahren, geistigen Wesen nach war die Thebaïs ein Schlachtfeld, wo zu jeder Stunde, besonders aber des Nachts, die wunderbarsten Kämpfe zwischen Himmel und Hölle ausgefochten wurden.

Die von Legionen Verdammter wütend angegriffenen Asketen verteidigten sich mit Gottes und der Engel Hilfe durch Fasten, Bußetun und Kasteiungen. Bisweilen stach sie der Stachel der Fleischeslüste so grausam, daß sie vor Schmerzen schriehen und ihre Wehklagen unter dem sternbesäten Himmel dem Gewinsel der ausgehungerten Hyänen antworteten. Die Dämonen zeigten sich ihnen dann unter reizenden Gestalten. Denn, obwohl die Dämonen an sich häßlich sind, so können sie doch gelegentlich eine scheinbare Schönheit annehmen, welche uns verhindert, ihre wahre, innere Natur zu erkennen. Die Asketen der Thebaïs sahen in ihren Zellen mit Entsetzen Bilder der Wollust, welche sogar den Lüstlingen der Welt unbekannt waren. Da jedoch das Kreuzeszeichen über ihnen stand, unterlagen sie der Versuchung nicht, und die unreinen Geister entfernten sich, nachdem sie ihre wahre Gestalt wieder angenommen hatten, beschämt, aber voll Wut mit dem Frührot. Man sah nicht selten den einen oder anderen von ihnen am frühen Morgen weinend davoneilen und erhielt auf eine Frage nach der Ursache seines Schmerzes zur Antwort: »Ich weine und jammere, weil mich einer der Christen, die hier wohnen, mit Ruten geschlagen und schmachvoll fortgejagt hat.«

Die Ältesten der Wüste dehnten ihre Macht sogar auf Sünder und Ungläubige aus. Ihre Güte war manchmal furchtbar. Sie hatten von den Aposteln die Macht erhalten, die Versündigungen gegen den wahren Gott zu bestrafen, und nichts konnte die von ihnen Verurteilten retten. Man erzählte mit Schrecken in den Städten und sogar im Volke von Alexandria, daß die Erde sich auftue, um die Bösen zu verschlingen, die sie mit ihrem Stabe berührten. Sie waren denn auch von den Leuten üblen Lebenswandels sehr gefürchtet, besonders von Schauspielern, Tänzern, vermählten Priestern und Buhlerinnen.

Die Macht der Tugend dieser Mönche war so groß, daß sie sogar wilde Tiere zum Gehorsam zwang. Wenn ein Einsiedler dem Tode nahe war, kam ein Löwe und grub ihm mit seinen Klauen ein Grab. Der heilige Mann erkannte daraus, daß Gott ihn zu sich rufe, und ging, allen seinen Brüdern die Wange zu küssen. Dann legte er sich freudig hin, um im Herrn zu entschlafen.

Seit sich der mehr als hundertjährige Antonius mit seinen geliebten Jüngern Macarius und Amathas auf den Berg Colzinus zurückgezogen hatte, gab es in der ganzen Thebaïs keinen an guten Werken reicheren Mönch als den Abt von Antinoë, Paphnucius. Ephrem und Serapion herrschten zwar über eine größere Zahl von Mönchen und zeichneten sich durch die geistliche und weltliche Führung ihrer Klöster aus, aber Paphnucius fastete am strengsten und blieb bisweilen drei Tage ohne jegliche Nahrung. Er trug ein besonders rauhes Gewand, geißelte sich morgens und abends und blieb lange Zeit mit der Stirne auf der Erde liegen.

Seine vierundzwanzig Jünger, welche ihre Hütten in der Nähe der seinigen aufgeschlagen hatten, ahmten seine Kasteiungen nach. Er liebte sie zärtlich im Namen Jesu Christi und ermahnte sie unaufhörlich zur Buße. Unter seinen Kindern im Geiste befanden sich Männer, die, nachdem sie lange Jahre als Räuber gelebt hatten, von den Ermahnungen des heiligen Abtes so gerührt worden waren, daß sie sich in den Mönchsstand aufnehmen ließen. Die Reinheit ihres Lebenswandels erbaute ihre Genossen. Man verehrte unter ihnen besonders den ehemaligen Koch einer Königin von Abessinien, der seit seiner Bekehrung durch den Abt von Antinoë fortwährend Tränen vergoß, und den Diakon Flavianus, der in den Schriften bewandert und ein Meister der Rede war. Aber der bewundernswerteste Schüler des Paphnucius war ein junger Landmann namens Paulus, der wegen seiner großen Beschränktheit den Beinamen des Einfältigen trug. Die Menschen verspotteten ihn wegen seiner Leichtgläubigkeit, aber Gott war ihm gnädig, ließ ihn Gesichte schauen und verlieh ihm die Gabe der Weissagung.

Paphnucius heiligte seine Stunden durch die Unterweisung seiner Schüler und asketische Übungen. Oft sann er auch über die heiligen Schriften nach, um Allegorien darin zu entdecken. Darum war er, obwohl noch jung an Jahren, reich an Verdienst. Die Teufel, welche den guten Einsiedlern so heftige Kämpfe verursachten, wagten sich nicht in seine Nähe. Des Nachts saßen beim Mondschein sieben kleine Schakale vor seiner Hütte, unbeweglich, ohne einen Ton von sich zu geben und mit gespitzten Ohren. Man glaubte, daß es sieben Dämonen seien, die er durch die Kraft seiner Heiligkeit auf seiner Schwelle festgebannt habe.

Paphnucius war in Alexandrien von vornehmen Eltern geboren worden, die ihn in den weltlichen Schriften hatten unterrichten lassen. Er war sogar durch die Lügen der Dichter verführt worden und in seiner frühen Jugend waren sein Geist und seine Gedanken derart verwirrt gewesen, daß er glaubte, das Menschengeschlecht sei zur Zeit des Deukalion in den Wassern der Sintflut ertränkt worden, und daß er mit seinen Mitschülern über das Wesen, die Eigenschaften und sogar über das Dasein Gottes

disputierte. Er lebte damals nach Art der Heiden in weltlicher Zerstreung. Später aber erinnerte er sich dieser Zeit nur mit Ekel und um sich selbst zu beschämen.

»Während jener Tage«, pflegte er seinen Brüdern zu sagen, »schmorte ich im Kessel der falschen Wonnen,« womit er ausdrücken wollte, daß er fein zubereitete Fleischspeisen aß und die öffentlichen Bäder besuchte. Er hatte in der Tat bis zu seinem zwanzigsten Jahre jenes Weltleben geführt, das man besser Tod als Leben nennt, aber nachdem er die Unterweisung des Priesters Macrinus empfangen hatte, wurde er ein neuer Mensch. Die Wahrheit durchdrang ihn ganz und gar, und er pflegte zu sagen, sie sei wie ein Schwert in ihn gefahren. Er nahm den Glauben vom Berge Golgatha an und verehrte den gekreuzigten Jesus. Nach seiner Taufe blieb er noch ein Jahr unter den Heiden und in der Welt, wo ihn die Bande der Gewohnheit festhielten. Als er aber eines Tages in einer Kirche den Diakon den Spruch der Schrift verlesen gehört hatte: »Wenn du vollkommen sein willst, so gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib das Geld den Armen,« verkaufte er auf der Stelle seine Güter, verteilte den Erlös als Almosen und trat zum Mönchsstand über.

Seit den zehn Jahren, die er ferne den Menschen zubrachte, schmorte er nicht mehr im Kessel der Fleischeswonnen, sondern badete zu seinem wahren Nutzen im Balsam der Buße.

Als er sich nun eines Tages nach seiner frommen Gepflogenheit reuevoll der Stunden erinnerte, die er ferne von Gott zugebracht, und seine Sünden der Reihe nach einzeln betrachtete, um ihre Häßlichkeit noch besser einzusehen, fiel ihm ein, daß er einst im Theater zu Alexandria eine Schauspielerin von großer Schönheit gesehen hatte, welche Thaïs hieß. Dieses Weib zeigte sich bei den Spielen und scheute sich nicht, Tänze aufzuführen, deren nur zu geschickt geregelte Bewegungen an diejenigen der scheußlichsten Leidenschaften erinnerten. Oder aber sie stellte eine der schimpflichen Handlungen dar, welche die Fabeln der Heiden der Venus, der Leda oder der Pasiphaë zuschreiben. Dadurch entzündete sie in allen Zuschauern das Feuer der Wollust, und wenn schöne Jünglinge oder reiche Greise von Liebe entbrannt kamen und an der Türe ihres Hauses Blumenkränze aufhängten, nahm sie sie bei sich auf und gab sich ihnen hin. So verlor sie nicht nur ihr eigenes Seelenheil, sondern vernichtete auch das vieler anderer.

Es fehlte wenig, so hätte sie den Paphnucius selbst zur Fleischessünde verführt. Sie hatte auch in seinen Adern die Begierde entfacht, und er hatte sich einmal ihrem Hause genähert. Aber an der Schwelle der Buhlerin hatte ihn die der frühen Jugend eigene Schüchternheit (er zählte damals fünfzehn Jahre) und die Furcht, wegen Mangel an

Geld abgewiesen zu werden, zurückgehalten. Seine Eltern wachten nämlich zu jener Zeit noch darüber, daß er nicht allzu große Ausgaben machen konnte. So hatte Gott in seiner Barmherzigkeit diese beiden Mittel ergriffen, um ihn vor einer großen Freveltat zu bewahren. Aber Paphnucius wußte ihm dafür anfangs gar keinen Dank, weil er zu jener Zeit sein eigenes wahres Glück nicht einzusehen vermochte und den falschen Gütern nachstrebte.

Daher begann Paphnucius, indem er in seiner Hütte vor dem Sinnbild des heilbringenden Holzes, an dem, wie an einer Wage, das Lösegeld der Welt aufgehängt worden war, niederkniete, an Thaïs zu denken, weil Thaïs seine Sünde war. Und nach den Regeln der Kasteiung sann er lange über die entsetzliche Häßlichkeit der Fleischeslüste nach, welche dieses Weib zu der Zeit, als er noch in Verwirrung und Unverstand dahinlebte, in ihm entzündet hatte. Nach einigen Stunden solchen Nachdenkens trat das Bild der Thaïs mit der größten Deutlichkeit vor seine Augen. Er sah sie wieder, wie er sie zur Zeit der Versuchung gesehn, schön, dem Fleische nach. Sie zeigte sich ihm zuerst als Leda, auf ein Bett von Hyazinthen sanft hingestreckt, den Kopf zurückgelehnt, die Augen feucht und voll Feuer, die Nasenflügel zitternd, den Mund halb geöffnet, die Brust wie eine Blume, und die weißen Arme so frisch wie zwei Bäche. Bei diesem Anblicke schlug Paphnucius an seine Brust und sprach:

»Ich rufe dich als Zeugen an, mein Gott, daß ich die Häßlichkeit meiner Sünde betrachte!«

Das Bild veränderte sich jedoch unmerklich: Die Lippen der Thaïs, die sich in den beiden Mundwinkeln herabsenkten, verrieten immer deutlicher einen geheimen Schmerz. Ihre noch weiter geöffneten Augen waren voll Tränen und sprühten; ihrer von Seufzern geschwellten Brust entrang sich ein Hauch, der dem ersten Wehen des Sturmes glich. – Bei diesem Anblicke fühlte sich Paphnucius bis ins innerste Herz erschüttert. Er fiel auf die Kniee und betete also:

»Du, der du das Mitleid sich in unsere Herzen senken läßt wie den Morgentau auf die Wiesen, gerechter und barmherziger Gott, sei gepriesen! Lob, Lob sei dir! Verscheuche von deinem Diener die falsche Rührung, welche zur sinnlichen Begierde führt, und verleihe mir die Gnade, die Geschöpfe nur in dir zu lieben, denn *sie* vergehen und *du* bleibst. Wenn ich für dieses Weib Teilnahme empfinde, so geschieht es nur, weil sie dein Werk ist. Die Engel selbst neigen sich besorgt zu ihr nieder. Ist sie nicht der Odem deines Mundes, o Herr? Sie darf nicht fortfahren, mit soviel Bürgern und Fremden zu sündigen. Ein großes Mitleid mit ihr hat sich in mein Herz geschlichen. Ihre Verbrechen sind scheußlich, und schon der Gedanke daran macht

mich dermaßen schaudern, daß ich fühle, wie sich alle Haare meines Körpers sträuben. Aber je schuldiger sie ist, desto mehr muß ich sie beklagen. Ich weine bei dem Gedanken, daß die Teufel sie die ganze Ewigkeit hindurch peinigen werden.«

Während er dergestalt nachdachte, erblickte er einen kleinen Schakal, der zu seinen Füßen saß. Dies wunderte ihn sehr, denn die Türe seiner Hütte war seit dem Morgen verschlossen geblieben. Das Tier schien die Gedanken des Abtes zu lesen und wedelte wie ein Hund mit dem Schwanze. Paphnucius bekreuzigte sich, und das Tier verschwand. Da erkannte er, daß sich zum ersten Male der Teufel in seine Kammer eingeschlichen hatte, und sprach ein kurzes Gebet; dann dachte er aufs neue an Thaïs.

»Mit Gottes Hilfe,« so sagte er sich, »muß ich sie erlösen!«

Und er schlief ein.

Am andern Morgen begab sich Paphnucius, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, zu dem heiligen Manne Palämon, der in einiger Entfernung als Anachoret lebte. Er fand ihn, wie er mit ruhig heiterer Miene nach seiner Gewohnheit sein Feld bestellte. Palämon war ein Greis und bebaute einen kleinen Garten. Die wilden Tiere kamen und leckten ihm die Hand, und die Teufel quälten ihn nicht.

»Gott sei gelobt, Bruder Paphnucius!« sagte er, auf seine Schaufel gestützt.

»Gott sei gelobt!« antwortete Paphnucius. »Der Friede sei mit meinem Bruder!«

»Der Friede sei ebenso mit dir, Bruder Paphnucius!« erwiderte der Mönch Palämon und trocknete sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirne.

»Bruder Palämon, unsere Reden sollen zum einzigen Gegenstand das Lob Dessen haben, der versprochen hat, inmitten derjenigen zu sein, die sich in seinem Namen versammeln. Darum komme ich zu dir, um mit dir über einen Plan zu sprechen, den ich zum Ruhme des Herrn ersonnen habe.«

»Möge der Herr deinen Plan segnen, Paphnucius, wie er meinen Lattich gesegnet hat! Er gießt jeden Morgen mit dem Tau seine Gnade über meinen Garten aus, und seine Güte regt mich an, ihn in den Gurken und Kürbissen zu verehren, die er mir gibt. Wir wollen ihn nur um das Eine bitten, daß er uns in seinem Frieden bewahre. Denn nichts ist mehr zu fürchten als unbestimmte Empfindungen, die unsere Seelen verwirren. Wann uns solche Empfindungen befallen, gleichen wir Betrunknen und werden bald nach rechts, bald nach links gezogen, immer nahe daran, schmachvoll hinzufallen. Bisweilen versetzen uns diese Empfindungen in unvernünftige Freude, und der,

welcher sich ihr hingibt, läßt die verunreinigte Luft vom rohen Gelächter der Toren widerhallen. Diese elende Freude verleitet den Sünder zu allerlei Schändlichkeiten. Oft aber stürzen uns diese Verwirrungen der Seele und der Sinne auch in eine gottlose Traurigkeit, die tausendmal verderblicher ist, als jene rohe Freude. Bruder Paphnucius, ich bin nur ein armer Sünder, aber ich habe in meinem langen Leben die Erfahrung gemacht, daß der Einsiedler keinen schlimmeren Feind hat als die Traurigkeit. Ich verstehe darunter jenen hartnäckigen Trübsinn, der die Seele wie ein Nebelschleier umgibt und ihr das Licht Gottes verhüllt. Nichts ist unserm Heile schädlicher als solche Traurigkeit, und der größte Triumph des Teufels besteht darin, in das Herz des Frommen diesen bösen schwarzen Saft zu träufeln. Wenn er uns nur fröhliche Versuchungen sendete, wäre er nicht halb so furchtbar. Leider versteht er es aber nur zu gut, uns trübsinnig zu machen! Hat er nicht unserem Vater Antonius ein schwarzes Kind von solcher Schönheit gezeigt, daß sein Anblick ihm Tränen entlockte? Mit Gottes Hilfe entging unser Vater Antonius jedoch den Schlingen des Dämons. Ich habe ihn gekannt zur Zeit, da er noch unter uns lebte; er ergötzte sich mit seinen Schülern und verfiel nie in Trübsinn. Aber bist du nicht gekommen, mein Bruder, um mit mir über einen von dir ersonnenen Plan zu reden? Du wirst mir eine besondere Gunst erweisen, wenn du mir ihn mitteilst, sofern dieser Plan zum Ruhme Gottes dient.«

»Bruder Palämon, ich habe allerdings die Absicht, dem Ruhme des Herrn zu dienen. Stärke mich mit deinem Rate, denn du bist sehr verständig und die Sünde hat die Klarheit deines Geistes nie verdunkelt.«

»Bruder Paphnucius, ich bin nicht würdig, den Riemen deiner Schuhe zu lösen, und meine Missetaten sind unzählbar, wie die Sandkörner der Wüste. Aber ich bin alt und will dir den Beistand meiner Erfahrung nicht versagen.«

»So will ich dir denn anvertrauen, Bruder Palämon, daß mich der Gedanke mit Schmerz erfüllt, daß es in Alexandrien eine Buhlerin namens Thaïs gibt, die in der Sünde lebt und für das Volk ein Gegenstand des Ärgernisses ist.«

»Bruder Paphnucius, das ist in der That eine Schändlichkeit, über die man sich betrüben muß. Unter den Heiden leben viele Weiber wie jene. Hast du ein Mittel gegen dieses große Übel entdeckt?«

»Bruder Palämon, ich werde dieses Weib in Alexandrien aufsuchen und mit Gottes Hilfe bekehren. Das ist mein Plan. Billigst du ihn nicht, mein Bruder?«

»Bruder Paphnucius, ich bin nur ein armer Sünder, aber unser Vater Antonius pflegte zu sagen: ›An welchem Orte du seist, eile dich nicht, ihn zu verlassen, um dich anderswohin zu begeben.«

»Bruder Palämon, entdeckst du etwas Böses an dem Unternehmen, das ich mir vorgenommen habe?«

»Bester Paphnucius, Gott bewahre mich davor, die Absichten meines Bruders zu verdächtigen! Aber unser Vater Antonius sagte auch: ›Die Fische, die man aufs Trockene gezogen, finden den Tod: ebenso kann es kommen, daß die Mönche, welche ihre Zelle verlassen und sich unter die Weltkinder mischen, ihren guten Vorsätzen untreu werden.«

Nachdem er also gesprochen, stieß der greise Palämon mit dem Fuße die Schneide seines Spatens in die Erde und fing an, mit Eifer den Boden um einen fruchtbehangenen Feigenbaum auszugraben. Während er schaufelte, durchbrach eine Gazelle unter leisem Blätterrauschen den Gartenzaun, blieb zuerst überrascht und unruhig mit zitternden Hinterbeinen stehen, näherte sich dann in zwei Sprüngen dem Greise und schob ihren feinen Kopf in den Schoß ihres Freundes.

»Gott sei gelobt in der Gazelle der Wüste!« sagte Palämon. Und nachdem er, von dem zierlichen Tiere gefolgt, in seine Hütte gegangen war, brachte er ein Stück Schwarzbrot zurück, welches die Gazelle aus seiner hohlen Hand fraß.

Paphnucius blieb einige Zeit in Gedanken versunken und den Blick auf die Steine des Weges geheftet stehen. Dann ging er langsam in seine Zelle zurück, indem er das Gehörte überlegte. Stark arbeitete es in seinem Geiste.

›Dieser Einsiedler,‹ so sagte er sich, ›ist ein sehr verständiger und kluger Mann, und er zweifelt, ob mein Vorhaben ratsam sei. Es würde mich jedoch grausam dünken, diese Thaïs länger dem Dämon zu überlassen, von dem sie besessen ist. Möge mich Gott erleuchten und führen!‹

Als er seinen Weg fortsetzte, erblickte er einen Regenvogel, der sich in den von einem Jäger auf dem Sande ausgebreiteten Netzen verstrickt hatte. Er erkannte, daß es ein Weibchen war, denn das Männchen kam zu den Netzen herangeflogen und zerriß eine Masche nach der andern mit seinem Schnabel, bis die Öffnung groß genug war, daß seine Gefährtin herausschlüpfen konnte. Der Gottesmann betrachtete dieses Schauspiel, und, da er kraft seiner Heiligkeit leicht den verborgenen Sinn der Dinge erkannte, so sah er ein, daß der gefangene Vogel niemand anders war als Thaïs, die in die Netze der Sünde verstrickt war, und daß er nach dem Vorbilde des Regenvogels,

der die Hanfstricke mit seinem Schnabel zerbissen hatte, durch die Kraft heiliger Worte die unsichtbaren Bande brechen müsse, welche Thaïs in der Sünde festhielten. Er pries daher Gott und wurde in seinem ersten Entschlusse bestärkt. Als er aber bald darauf den männlichen Vogel selbst an den Füßen festgehalten und im Netze, das er selbst durchbrochen, verstrickt sah, verfiel er wieder in Unsicherheit.

### **Zweites Kapitel.**

Er schlief die ganze Nacht nicht und hatte vor Sonnenaufgang eine Vision. Thaïs erschien ihm wiederum. Ihr Gesicht drückte keine lasterhaften Gelüste mehr aus, und sie war nicht, wie sonst, in durchsichtige Gewebe gehüllt. Ein Leichentuch umgab ihre ganze Gestalt und verbarg sogar einen Teil ihres Gesichtes, so daß der Mönch nur zwei Augen sah, welche schwere klare Tränen vergossen.

Bei diesem Anblick begann er selbst zu weinen, und da er dachte, daß Gott ihm diese Vision gesandt habe, zögerte er nicht mehr. Er erhob sich, ergriff einen Knotenstock als Sinnbild des Christenglaubens, und verließ seine Zelle, deren Türe er sorgfältig verschloß, damit die im Sande lebenden Tiere und die Vögel der Luft nicht eindringen und die am Kopfe des Lagers verwahrte Heilige Schrift verunreinigen konnten. Dann berief er den Diakon Flavianus, um ihm die Obhut über die dreiundzwanzig Schüler zu übertragen, und schlug sodann, mit einem langen härenen Gewande bekleidet, den Weg nach dem Nil ein, den er am libyschen Ufer bis zu der Stadt, die der Mazedonier gebaut hat, verfolgen wollte.

Er war vom frühen Morgen an gewandert, ohne auf Müdigkeit, Hunger und Durst zu achten, und die Sonne stand schon tief am Horizonte, als er den ungeheuern Strom erblickte, der seine blutfarbenen Wellen zwischen Felsen von Gold und Feuer dahinwälzte. Er verfolgte nunmehr das Ufer, indem er an den Türen einsamer Hütten im Namen Gottes um Brot bat und die Beschimpfungen, abschlägigen Bescheide und Drohungen mit Freudigkeit hinnahm. Er fürchtete weder Räuber noch wilde Tiere, machte aber absichtlich Umwege, um Städte und Dörfer zu vermeiden, welche an der Straße lagen. Er befürchtete Kinder anzutreffen, die vor dem Hause ihres Vaters mit Knöcheln spielten, oder Frauen in blauen Hemden zu sehen, wie sie am Rande der Ziehbrunnen ihre Krüge abstellten und lächelten. Alles ist gefährlich für einen Mönch, ja, es ist bisweilen sogar gefährlich für ihn, in der heiligen Schrift zu lesen, daß der göttliche Meister von Stadt zu Stadt ging und mit seinen Jüngern schmauste. Die Tugenden, welche die Anachoreten mit Fleiß in das Gewebe des Glaubens einsticken, sind ebenso vergänglich als großartig. Ein Hauch der Welt kann ihre schönen Farben

trüben. Darum betrat Paphnucius keine Stadt. Er fürchtete, sein Herz könnte beim Anblicke der Menschen schwach werden.

So wanderte er auf einsamen Pfaden dahin. Wenn der Abend kam, machte ihn das Geflüster der Tamarisken, die der Abendwind liebte, erschauern, und er zog seine Kapuze über die Augen, um die Schönheit der Dinge nicht mehr zu sehen. Nach sechstägigem Marsche kam er an einen Ort, genannt Silsilee. Der Fluß fließt daselbst in einem engen Tale, das von zwei Ketten von Granitfelsen eingeschlossen ist. Dort hatten die Ägypter zur Zeit, da sie die Dämonen verehrten, ihre Götzenbilder ausgehauen. Paphnucius erblickte den ungeheuren Kopf einer Sphinx, die im Felsen eingeschlossen schien. Aus Furcht, sie könnte irgendeine teuflische Kraft besitzen, schlug er ein Kreuz und sprach den Namen Jesus aus. Augenblicklich kroch eine Fledermaus aus einem Ohre der Sphinx, und Paphnucius erkannte, daß er den bösen Geist ausgetrieben habe, der seit mehreren Jahrhunderten dieses Steinbild bewohnte. Sein Eifer wuchs dadurch nur. Er las einen großen Stein auf und schleuderte ihn dem Götzenbilde ins Angesicht. Darauf drückten die Züge der Sphinx eine so tiefe Traurigkeit aus, daß Paphnucius dadurch gerührt wurde. Wahrlich, der Ausdruck übermenschlichen Schmerzes, den dieses steinerne Antlitz zeigte, hätte den gefühllosesten Menschen ergriffen. Paphnucius sprach daher zu der Sphinx:

»O Tier! Gleich wie die Satyrn und Zentauren, die unser Vater Antonius in der Wüste sah, bekenne auch du die Gottheit Jesu Christi! und ich werde dich segnen im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.«

Er hatte kaum gesprochen, als ein rosiges Licht aus den Augen der Sphinx hervorbrach; die schweren Lider des Tieres zitterten, und die granitene Lippen sprachen mit Mühe, wie ein Echo der Menschenstimme, den heiligen Namen Jesu Christi aus. Darum streckte Paphnucius seine rechte Hand aus und segnete die Sphinx von Silsilee.

Darauf setzte er seinen Weg fort und erblickte, als sich das Tal erweiterte, die Trümmer einer ungeheuren Stadt. Die Tempel, die noch standen, wurden von Götzenbildern getragen, die als Säulen dienten, und mit Gottes Erlaubnis richteten Frauenköpfe mit Kuhhörnern auf Paphnucius einen langen Blick, der ihn erbleichen machte. So wanderte er siebzehn Tage lang, indem er als einzige Nahrung einige rohe Kräuter kaute und des Nachts in zertrümmerten Palästen unter Wildkatzen und Pharaoratten schlief, zwischen die sich Frauen mischten, deren Rumpf in einen schuppigen Fischleib endigte. Aber Paphnucius wußte, daß diese Frauen aus der Hölle kamen, und er verjagte sie, indem er das Kreuz schlug.

Am achtzehnten Tage entdeckte er fern von jedem Dorf eine elende Hütte aus Palmlättern, die der vom Wüstenwinde herantriebene Sand halb begraben hatte. Er näherte sich ihr in der Hoffnung, daß sie vor einem frommen Einsiedler bewohnt werde. Da keine Türe vorhanden war, erblickte er im Innern einen Krug, einen Haufen Zwiebeln und ein Bett aus dürrem Laub.

›Das ist das Hausgerät eines Büßers,‹ sagte er sich. ›Gewöhnlich entfernen sich die Eremiten nicht weit von ihrer Hütte, und ich werde dem Bewohner dieser hier ohne Zweifel bald begegnen. Ich will ihm den Kuß des Friedens geben nach dem Vorbilde des heiligen Antonius, der den Eremiten Paulus, als er zu ihm gegangen war, dreimal küßte. Wir werden uns über die ewigen Dingen unterhalten, und vielleicht wird uns der Herr durch einen Raben ein Brot senden, das ich auf die Aufforderung meines Gastgebers hin brechen werde.‹

Während er so mit sich selbst sprach, umwandelte er die Hütte, um zu sehen, ob er jemanden finde. Und in der Tat, er hatte keine hundert Schritte getan, als er einen Mann erblickte, der mit verschränkten Beinen am Nilufer saß. Dieser Mann war nackt. Sein Haar war, wie sein Bart, völlig weiß und sein Körper röter als Ziegelstein. Paphnucius zweifelte nicht, daß er ein Eremit sei. Er begrüßte ihn mit den Worten, welche die Mönche gewöhnlich benutzen, wenn sie sich begegnen:

»Der Friede sei mit dir, mein Bruder! Mögest du eines Tages die süße Erquickung des Paradieses schmecken!«

Der Mann antwortete jedoch nicht. Er blieb unbeweglich und schien nichts zu hören. Paphnucius dachte, dieses Schweigen sei durch eine jener Verzückungen veranlaßt, die bei Heiligen oft vorkommen. Er kniete daher mit gefalteten Händen neben dem Unbekannten nieder und blieb so bis zum Untergange der Sonne im Gebet. Da sein Gefährte bis dahin noch immer unbeweglich geblieben war, sagte er zu ihm:

»Mein Vater, wenn du aus der Verzückung, in der ich dich traf, zum Leben zurückgekehrt bist, so gib mir deinen Segen im Namen unseres Herrn Jesu Christi.«

Der andere antwortete, ohne den Kopf umzuwenden:

»Fremdling, ich weiß nicht, was du sagen willst, und kenne diesen Herrn Jesus Christus nicht.«

»Wie!« rief Paphnucius aus. »Die Propheten haben ihn verkündet, Legionen von Märtyrern haben seinen Namen bekannt; selbst Cäsar hat ihn verehrt, und soeben noch

habe ich seinen Ruhm durch die Sphinx von Silsilee verkündigen lassen. Ist es möglich, daß du ihn nicht kennen solltest?«

»Mein Freund,« versetzte der Unbekannte, »es ist möglich. Es wäre sogar gewiß, wenn es auf der Welt irgendeine Gewißheit gäbe.«

Paphnucius war überrascht und betrübt wegen der unglaublichen Unwissenheit dieses Menschen.

»Wenn du Jesus Christus nicht kennst,« sagte er zu ihm, »so werden dir deine Werke zu nichts frommen und du wirst das ewige Leben nicht gewinnen.«

Der Greis entgegnete: »Handeln oder nicht handeln ist eins. Leben oder sterben ist gleichgültig.«

»Wie?« fragte Paphnucius, »du hoffst nicht auf das ewige Leben? Aber, sage mir, bewohnst du nicht eine Hütte in dieser Wüste nach Art der Anachoreten?«

»Es scheint so.«

»Lebst du nicht nackt und von allem entblößt?«

»Es scheint so.«

»Nährst du dich nicht von Wurzeln, und pflegst du nicht die Keuschheit?«

»Es scheint so.«

»Hast du nicht alle Eitelkeit der Welt abgeschworen?«

»Ich habe in der Tat auf alle nichtigen Dinge verzichtet, welche gemeinhin des Menschen Sorge ausmachen.«

»So bist du also, gleich wie ich, arm, keusch und einsam. Und du bist es nicht, wie ich, um Gottes willen und im Hinblick auf die ewige Seligkeit! Das kann ich eben nicht begreifen. Warum bist du tugendhaft, wenn du nicht an Jesus Christus glaubst? Warum beraubst du dich der Güter dieser Welt, wenn du nicht die ewigen Güter zu erwerben hoffst?«

»Fremdling, ich beraube mich keines Gutes, ich rühme mich, eine ziemlich befriedigende Lebensweise gefunden zu haben, obschon es, genau genommen, weder eine gute noch eine schlechte Lebensweise gibt. Nichts ist an sich ehrenhaft oder schmachvoll, gerecht oder ungerecht, angenehm oder lästig, gut oder schlecht. Die

Meinung der Menschen gibt den Dingen ihre Eigenschaften, wie das Salz den Speisen Geschmack verleiht.«

»So gibt es also nach dir keine Gewißheit? Du leugnest die Wahrheit, welche sogar die Götzendiener gesucht haben? Du bettest dich in deine Unwissenheit wie ein müder Hund, der im Schmutze schläft?«

»Fremdling, es ist ebenso eitel, die Hunde wie die Philosophen zu beschimpfen. Wir wissen nicht, was die Hunde sind und was wir sind. Wir wissen nichts.«

»O Greis, gehörst du denn der lächerlichen Sekte der Skeptiker an? Bist du einer jener elenden Narren, welche sowohl die Bewegung als die Ruhe leugnen, welche den Sonnenschein nicht vom Dunkel der Nacht zu unterscheiden vermögen?«

»Mein Freund, ich bin allerdings Skeptiker. Ich gehöre einer Sekte an, die mir lobenswert scheint, während du sie lächerlich findest. Die gleichen Dinge können eben ein verschiedenes Aussehen haben. Die Pyramiden von Memphis gleichen bei Sonnenaufgang Kegeln aus rosigem Licht und bei Sonnenuntergang erscheinen sie auf dem glutroten Himmel wie schwarze Dreiecke. Aber wer wird ihre wirkliche Substanz durchdringen? Du wirfst mir vor, den Augenschein zu leugnen, während doch der Schein die einzige Wirklichkeit ist, die ich anerkenne. Die Sonne scheint mir leuchtend, aber ihr wahres Wesen ist mir unbekannt. Ich fühle das Feuer brennen, aber ich weiß nicht wie noch warum. Mein Freund, du verstehst mich sehr schlecht. Es ist übrigens gleichgültig, ob man so oder so verstanden wird.«

»Noch einmal, warum lebst du in der Wüste von Datteln und Zwiebeln? Warum erträgst du großes Ungemach? Ich ertrage ebenso großes und befeißige mich, wie du, als Einsiedler der Enthaltbarkeit. Aber ich tue es, um Gott zu gefallen und die ewige Seligkeit zu verdienen. Und das ist ein vernünftiger Zweck, denn es ist weise, im Hinblick auf ein großes Gut zu leiden. Unvernünftig ist es dagegen, sich absichtlich unnützen Mühen und zwecklosen Leiden auszusetzen. Wenn ich nicht glaubte, – verzeih diese Blasphemie, o ungeschaffenes Licht! – wenn ich nicht an die Wahrheit dessen glaubte, was Gott uns durch die Stimme der Propheten, durch das Beispiel seines Sohnes, durch die Taten der Apostel, durch die Autorität der Konzile und das Zeugnis der Märtyrer gelehrt hat, wenn ich nicht wüßte, daß die Leiden des Körpers für die Gesundheit der Seele notwendig sind, wenn ich, wie du, über die heiligen Mysterien in Unwissenheit lebte, würde ich sofort in die Welt zurückkehren, würde mich anstrengen, Reichtümer zu sammeln, um, wie die Glücklichen dieser Welt, üppig zu leben, und würde zu den Lüsten sagen: ›Kommt, meine Töchter, kommt, meine Dienerinnen, kommt, schenkt mir von eurem Wein, von euren Liebestränken ein, gießt

für mich eure Wohlgerüche aus!« Aber du, unvernünftiger Greis, du beraubst dich aller dieser Genüsse, du verlierst sie, ohne einen Gewinn zu erwarten: du gibst ohne Hoffnung auf Vergeltung, und du ahmst in lächerlicher Weise die wunderbaren Taten unserer Einsiedler nach, wie ein eitler Affe, der eine Wand beschmiert, das Bild eines geschickten Malers nachzuahmen glaubt. O du törichtester der Menschen, welches sind denn deine Gründe?«

Paphnucius sprach so mit großer Heftigkeit. Der Greis jedoch blieb ruhig.

»Mein Freund,« antwortete er sanft, »was liegt dir an den Gründen eines schlafenden Hundes und eines eiteln Affen?«

Paphnucius hatte immer nur den Ruhm Gottes im Auge, und da sein Zorn gewichen war, entschuldigte er sich mit edler Demut.

»Verzeih mir, o Greis, o mein Bruder,« sagte er, »wenn mich der Eifer für die Wahrheit über die Grenzen der Schicklichkeit hinausgeführt hat. Gott ist mein Zeuge, daß ich deinen Irrtum und nicht deine Person haßte. Es schmerzt mich, dich in der Finsternis zu sehen, denn ich liebe dich in Jesu Christo, und dein Seelenheil beschäftigt mein Herz. Sprich, gib mir deine Gründe an! Ich brenne vor Verlangen, sie zu kennen, um sie zu widerlegen.«

Der Greis erwiderte gelassen: »Ich bin ebenso geneigt, zu reden als zu schweigen. Ich werde dir also meine Gründe mitteilen, ohne die deinigen dagegen zu fordern, denn du bist mir durchaus gleichgültig. Ich bekümmere mich weder um dein Glück noch um dein Mißgeschick, und es liegt mir nichts daran, ob du so oder so denkst. Und wie sollte ich dich lieben oder hassen? Zuneigung und Abneigung sind des Weisen gleich unwürdig. Doch, da du mich darum befragst, so wisse denn, daß ich Timokles heiße und auf der Insel Kos von Eltern geboren bin, die sich durch den Handel bereichert haben. Mein Vater war Schiffsreeder. Sein Verstand war sehr ähnlich demjenigen Alexanders, dem man den Beinamen des Großen gegeben, jedoch weniger schwerfällig. Kurz, es war eine armselige Menschennatur. Ich hatte zwei Brüder, die, wie er, Schiffsreeder wurden. Ich wurde Lehrer der Weisheit. Nun wurde eines Tages mein ältester Bruder von unserem Vater gezwungen, eine Karierin namens Timaëssa zu heiraten, die ihm so sehr mißfiel, daß er nicht an ihrer Seite leben konnte, ohne in schwarzen Trübsinn zu verfallen. Meinem jüngsten Bruder dagegen flößte Timaëssa eine verbrecherische Liebe ein, und diese Leidenschaft wurde bald zu toller Raserei. Die Karierin haßte beide in gleicher Weise. Sie liebte dafür einen Flötenspieler, den sie nachts in ihrem Zimmer aufnahm. Eines Morgens ließ dieser daselbst seinen Kranz liegen, den er bei den Festen zu tragen pflegte. Meine beiden Brüder fanden den

Kranz, schwuren, den Flötenspieler zu töten, und ließen ihn gleich am folgenden Tage trotz seiner Bitten und Klagen unter der Peitsche den Tod finden. Meine Schwägerin wurde von solcher Verzweiflung erfaßt, daß sie den Verstand verlor. Und nun trugen diese drei Elenden, die den Tieren gleich geworden waren, ihren Wahnsinn am Hafen von Kos zur Schau, indem sie mit schäumenden Lippen, wie die Wölfe, heulten und an den Boden stierten, so daß die Kinder sie verspotteten und mit Muscheln nach ihnen warfen. Sie starben, und mein Vater begrub sie eigenhändig. Bald darauf verweigerte sein Magen jegliche Nahrung, und er, der reich genug war, alles Fleisch und alle Früchte der Märkte Asiens zu kaufen, starb den Hungertod. Er war in Verzweiflung, daß er mir sein Vermögen hinterlassen mußte. Ich benutzte es zu Reisen und besuchte Italien, Griechenland und Afrika, ohne jedoch einem Weisen noch einem Glücklichen zu begegnen. Ich studierte die Philosophie in Athen und Alexandrien, wurde aber vom Lärm der Disputationen betäubt. Nachdem ich meine Fahrten bis nach Indien ausgedehnt hatte, sah ich dort am Ufer des Ganges einen nackten Mann, der mit untergeschlagenen Beinen seit dreißig Jahren unbeweglich saß. Schlingpflanzen liefen über seinen ausgetrockneten Körper, und Vögel nisteten in seinen Haaren. Und dennoch lebte er. Bei seinem Anblicke fielen mir Timaëssa, der Flötenspieler, meine beiden Brüder und mein Vater ein, und ich erkannte, daß dieser Inder ein Weiser war. »Die Menschen«, so sagte ich mir, »leiden, weil sie das nicht haben, was sie für ein Gut halten, oder weil sie, wenn sie es haben, es zu verlieren fürchten, oder weil sie etwas ertragen müssen, was sie für ein Übel halten. Laßt nur jeden derartigen Glauben abschwören, und alle Übel werden verschwinden.« Darum beschloß ich, nie eine Sache für vorteilhaft zu halten, mich von den Gütern dieser Welt völlig loszumachen und nach dem Vorbilde des Inders in Einsamkeit und Unbeweglichkeit zu leben.«

Paphnucius hatte der Erzählung des Alten aufmerksam zugehört.

»Timokles von Kos,« antwortete er, »ich bekenne, daß nicht alles in deinen Reden des Sinnes bar ist. Es ist in der Tat weise, die Güter dieser Welt zu verachten. Aber es wäre töricht, ebenso die ewigen Güter zu verachten und sich dadurch Gottes Zorne auszusetzen. Ich bedaure deine Unwissenheit, Timokles, und will dich in der Wahrheit unterrichten, damit du erkennst, daß es einen Gott in drei Gestalten gibt, und du diesem Gotte, wie ein Kind dem Vater, gehorchest.«

Aber Timokles unterbrach ihn:

»Hüte dich, Fremdling, mir deine Lehren darzulegen, und denke nicht daran, mich zu zwingen, deine Gefühle zu teilen. Jeder Streit ist unfruchtbar. Ich bin der Meinung,

daß man keine Meinung haben muß. Ich lebe frei von Aufregung, solange mir alles gleichgültig ist. Setze deinen Weg fort und versuche nicht, mich der glückseligen Teilnahmslosigkeit zu entreißen, in der ich nach dem harten Werke meiner Tage wie in ein köstliches Bad eingetaucht liege!«

Paphnucius war in Glaubenssachen gründlich unterrichtet. Dank seiner Menschenkenntnis sah er ein, daß Gottes Gnade nicht auf dem Greis Timokles ruhte und daß der Tag des Heils für diese auf ihren Untergang versessene Seele noch nicht gekommen sei. Er antwortete also lieber nichts, aus Furcht, die Erbauung könnte zum Ärgernis ausschlagen. Denn es kommt bisweilen vor, daß man die Ungläubigen, indem man gegen sie mit Worten streitet, statt sie zu bekehren, nur zu neuer Sünde verleitet. Darum sollen die, so die Wahrheit besitzen, sie mit Klugheit ausbreiten.

»So leb' denn wohl,« sagte er, »unglücklicher Timokles!« Und indem er einen schweren Seufzer ausstieß, setzte er in der Nacht seine fromme Wanderung fort.

### **Drittes Kapitel.**

Am andern Morgen erblickte Paphnucius am Ufer des Nils mehrere Ibis, welche unbeweglich auf einem Bein standen und deren hellroter Hals sich im Wasser spiegelte. Die Weiden breiteten weithin am Ufer ihr sanftes graues Laub aus; Kraniche flogen in einem Dreieck über den klaren Himmel und im Schilf hörte man den Schrei unsichtbarer Reiher. Der Strom rollte unabsehbar weit seine breiten grünen Wasser dahin. Segel zogen wie Vogelflügel darüber weg. Hie und da spiegelte sich ein weißes Haus in den Fluten. In der Ferne schwebte ein leichter Dunst über der Wasserfläche. Die Inseln, die dicht mit Palmen, Blumen und Fruchtbäumen bewachsen waren, ließen aus ihrem Schatten geräuschvoll Scharen von Enten, Gänsen und Flamingos aufsteigen. Zur Linken dehnte das fruchtbare Tal seine Felder und Weinberge, welche herrlich prangten, bis zur Wüste aus. Die Sonne vergoldete die Ähren, und der Segen der Erde stieg in Wolken wohlriechenden Staubes auf. Bei diesem Anblicke fiel Paphnucius auf die Kniee und rief aus:

›Gelobt sei der Herr, der meine Reise begünstigt hat! O du, der du den Tau ausgießest auf die Feigenbäume der Arsinoïtis, o mein Gott, laß deine Gnade niedersteigen in die Seele dieser Thaïs, welche du mit nicht weniger Liebe geschaffen und geformt hast, wie die Blumen des Feldes und die Bäume des Gartens! Möge sie mit meinem Beistand, wie eine balsamduftende Rose, wieder aufblühen in deinem himmlischen Jerusalem!‹

So oft er einen Baum in Blüten oder einen schillernden Vogel erblickte, dachte er an Thaïs. Auf diese Weise gelangte er, durch fruchtbare und stark bevölkerte Gegenden dem linken Arme des Flusses folgend, nach jenem Alexandrien, das die Griechen das Schöne oder das Goldene genannt haben. Der Tag war seit einer Stunde angebrochen, als er von der Höhe eines Hügels aus die große Stadt entdeckte, deren Dächer in rosigem Lichte erglänzten. Er blieb stehen und sagte zu sich, indem er seine Arme über der Brust kreuzte:

›So liegt er denn vor mir, der Ort der Wonnen, wo ich in Sünde geboren wurde! Dies ist die Luft, wo ich giftige Wohlgerüche eingeatmet habe, dies das üppige Meer, wo ich dem Sange der Sirenen lauschte! Dies ist meine Wiege dem Fleische nach, dies mein Vaterland im Sinne der Welt! Eine blumige Wiege, ein ruhmreiches Vaterland nach dem Urteil der Menschen! Es ist natürlich, wenn deine Kinder, o Alexandrien, dich wie eine Mutter lieben. Auch ich stamme aus deinem herrlich geschmückten Schoße. Aber der Büßer verachtet die Natur, der Denker verachtet den äußeren Schein, der Christ betrachtet sein irdisches Vaterland als einen Verbannungsort, und der Mönch gehört der Erde nicht mehr an. Ich habe die Liebe zu dir aus meinem Herzen getilgt, o Alexandrien! Ich hasse dich wegen deines Reichtums, wegen deiner Wissenschaft, wegen deiner Üppigkeit und wegen deiner Schönheit. Sei verflucht, Tempel der Dämonen! Schamloses Lotterbett der Heiden, verpestete Arianerkanzel, sei verflucht! Und du, geflügelter Himmelsbote, der du den heiligen Einsiedler Antonius, unseren Vater, führtest, als er vom äußersten Ende der Wüste kommend in diese Hochburg der Götzendienerei eindrang, um den Glauben der Bekenner und das Vertrauen der Märtyrer zu stärken, du, o schöner Engel des Herrn, unsichtbares Kind, erster Odem Gottes, fliege vor mir her und reinige durch deinen Flügelschlag die verdorbene Luft, die ich unter den finsternen Fürsten der Welt einatmen werde!«

Nachdem er also gesprochen, setzte er seinen Weg fort. Er betrat die Stadt durch das Sonnentor. Dieses Tor war aus Stein und ragte stolz empor. Aber in seinem Schatten kauerten elende Gestalten, welche den Wanderern Zitronen oder Feigen anboten oder wehklagend um einen Obolus bettelten.

Eine zerlumpfte Alte, die auf den Knien lag, ergriff das härene Gewand des Mönchs, küßte es und sprach:

»Mann Gottes, segne mich, auf daß Gott mich segne! Ich habe in dieser Welt viel gelitten und möchte im Jenseits dafür alle Freuden haben. Du kommst von Gott, o heiliger Mann; darum ist der Staub unter deinen Füßen wertvoller als Gold.«

»Der Herr sei gelobt,« sagte Paphnucius und machte mit halbgeöffneter Hand über dem Kopfe der Alten das Zeichen der Erlösung.

Aber kaum war er zwanzig Schritte auf der Straße gegangen, so traf er auf eine Schar von Kindern, die ihn verspotteten und mit Steinen bewarfen, indem sie ausriefen:

»Pfui, der häßliche Mönch! Er ist schwärzer als ein Pavian und bärtiger als ein Ziegenbock. Er ist ein Vagabund! Warum hängt man ihn nicht in einem Weinberg auf, wie einen hölzernen Priap, um die Vögel zu verscheuchen? Doch nein, er würde den Hagel auf die blühenden Apfelbäume herabziehen. Er bringt Unglück. Mögen ihn die Raben fressen, den schwarzen Mönch!«

Und mit den Schimpfworten flogen die Steine.

»Mein Gott, segne diese armen Kinder,« murmelte Paphnucius.

Indem er seinen Weg fortsetzte, dachte er bei sich:

›Ich bin ein Gegenstand der Verehrung für jene Alte und ein Gegenstand der Verachtung für diese Kinder. So wird dasselbe Ding von den Menschen verschieden geachtet, weil sie in ihrem Urteil unsicher und dem Irrtum unterworfen sind. Ich muß gestehen, daß der Greis Timokles für einen Heiden nicht ohne Verstand ist. Als Blinder weiß er, daß er des Lichtes beraubt ist. Wie weit ist er jenen Götzendienern voraus, die aus der Nacht ihrer tiefen Finsternis herausschreien: Ich sehe den Tag! Alles in dieser Welt ist trügerischer Schein und fliegender Sand. In Gott allein ist Beständigkeit.«

Er durcheilte unterdessen raschen Schrittes die Stadt. Nach zehnjähriger Abwesenheit erkannte er noch jeden Stein wieder, und jeder Stein war ihm ein Stein des Anstoßes, der ihn an eine Sünde erinnerte. Darum trat er hart auf die Steinplatten der breiten Gassen und freute sich, die Blutspuren seiner zerrissenen Sohlen darauf zurückzulassen. Er ließ die herrliche Säulenhalle des Serapistempels links liegen und bog in eine Straße ein, zu deren beiden Seiten sich herrliche Landhäuser erhoben, welche unter Wohlgerüchen entschlummert schienen. Pinien, Ahorne, Terebynthen ragten mit ihren Wipfeln über die roten Brüstungen und die goldenen Giebel heraus. Durch die offenen Tore erblickte man in marmornen Vorsälen eiserne Standbilder und inmitten des Blattwerks plätschernde Springbrunnen. Kein Geräusch störte den Frieden dieser schönen Ruhestätten, nur ferner Flötenklang war hörbar. Der Mönch blieb vor einem ziemlich kleinen Hause stehen, das aber edle Formen zeigte und dessen Säulen schlank und zierlich waren wie junge Mädchen. Es war mit den Erzbüsten der berühmtesten Philosophen Griechenlands geschmückt.

Er erkannte unter ihnen Plato, Sokrates, Aristoteles, Epikur und Zeno, und nachdem er mit dem Klopfer an die Türe gepocht hatte, dachte er während des Wartens:

»Umsonst verherrlicht das Metall diese falschen Weisen. Ihre Lügen sind widerlegt, ihre Seelen sind der Hölle verfallen, und selbst der berühmte Plato, der die Erde mit seiner Beredsamkeit erfüllt hat, kann jetzt nur noch mit den Teufeln disputieren.«

Ein Sklave öffnete die Türe, und da er einen barfüßigen Menschen auf dem Mosaik der Schwelle stehen sah, sagte er barsch:

»Bettle anderwo, lächerlicher Mönch, und warte nicht, bis ich dich mit Stockschlägen fortjage!«

»Mein Bruder,« antwortete der Abt von Antinoë, »ich verlange nichts von dir, als daß du mich zu deinem Herrn Nikias führst.«

Der Sklave antwortete mit verdoppeltem Zorne:

»Mein Herr empfängt keine Hunde, wie dich.«

»Mein Sohn,« entgegnete Paphnucius, »tue, bitte, was ich von dir verlange, und sage deinem Herrn, daß ich ihn zu sehen wünsche.«

»Fort von hier, elender Bettler!« rief der Türhüter wütend.

Dabei erhob er seinen Stock gegen den Mann Gottes, der seine Arme über der Brust kreuzte und ohne Bewegung den Schlag mitten ins Gesicht empfing. Dann wiederholte er sanft:

»Tue, was ich verlangt habe, mein Sohn, ich bitte dich.«

Zitternd murmelte nun der Türhüter:

»Wer ist dieser Mensch, der den Schmerz nicht fürchtet?«

Und er lief, seinen Gebieter zu benachrichtigen.

Nikias hatte eben sein Bad verlassen. Zwei schöne Sklavinnen fuhren mit dem Badeschaber über seinen Körper. Er war ein hübscher, freundlich aussehender Mann. Ein Ausdruck sanfter Ironie lag auf seinem Gesicht. Beim Anblick des Mönchs erhob er sich und ging mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu:

»Du bist's, Paphnucius, mein Mitschüler, mein Freund, mein Bruder! Oh! ich erkenne dich wieder, obschon du, aufrichtig gesagt, einem Tier ähnlicher siehst als einem

Menschen. Umarme mich! Erinnerst du dich der Zeit, da wir zusammen die Grammatik, die Rhetorik und die Philosophie studierten? Schon damals fand man, du seist von finsterem Humor und scheuem Wesen, aber ich liebte dich wegen deiner großen Aufrichtigkeit. Wir pflegten zu sagen, du sähest das Weltall mit den empfindlichen Augen eines Pferdes an und es sei daher nicht wunderbar, daß du scheu seiest. Es fehlte dir einigermaßen an Attizismus, aber deine Freigebigkeit kannte keine Grenzen. Dir lag weder an deinem Gelde noch an deinem Leben. Es wohnte in dir ein merkwürdiger Genius, ein fremdartiger Geist, der mich unendlich interessierte. Sei willkommen, lieber Paphnucius, nach zehn Jahren der Abwesenheit! Du hast die Wüste verlassen, du gibst den christlichen Aberglauben auf und kehrst zu deinem früheren Leben zurück. Ich werde diesen Tag mit einem weißen Stein bezeichnen. Krobyle und Myrtale,« setzte er hinzu, indem er sich zu seinen Mägden wandte, »begießt die Füße, die Hände und den Bart meines lieben Gastes mit wohlriechenden Wassern.«

Schon brachten die Mädchen lächelnd eine Kanne, Salbengefäße und einen Messingspiegel, aber Paphnucius wehrte ihnen mit gebieterischer Gebärde und senkte die Blicke, um sie nicht mehr zu sehen, denn sie waren kaum bekleidet. Nikias bot ihm Kissen und setzte ihm verschiedene Speisen und Getränke vor, die Paphnucius jedoch mit Verachtung zurückwies.

»Nikias,« sagte er, »ich habe das, was du fälschlich den christlichen Aberglauben nennst und was die Wahrheit der Wahrheiten ist, nicht aufgegeben. Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen.«

»Lieber Paphnucius,« antwortete Nikias, der soeben eine wohlriechende Tunika angezogen hatte, »glaubst du mich in Staunen zu versetzen, indem du kunstlos gefügte Worte hersagst, die nur ein leeres Geplapper sind! Hast du vergessen, daß ich selbst ein wenig Philosoph bin? Und glaubst du, mich mit einigen Fetzen zu befriedigen, welche unwissende Menschen aus dem Purpurgewande des Amelius gerissen haben, wenn Amelius, Porphyrius und Plato in all ihrer Glorie mich nicht befriedigen? Die Systeme der Weisen sind bloße Märchen, erfunden, um die ewig kindlichen Menschen zu unterhalten. Man darf sich daran belustigen, wie an den Märchen vom Esel, vom Böttcher, von der Matrone von Ephesus oder jeder andern milesischen Geschichte.«

Er nahm seinen Gast beim Arm und zog ihn in einen Saal, wo Tausende von Papyrus aufgerollt in Körben lagen.

»Das ist meine Bibliothek,« sagte er. »Sie enthält einen kleinen Teil der Systeme, welche die Philosophen zur Erklärung der Welt erfunden haben. Das Serapeum selbst, so reich es ist, umfaßt sie nicht alle. Leider aber sind sie alle bloß Träume kranker Seelen.«

Er nötigte seinen Gast, auf einem elfenbeinernen Stuhl Platz zu nehmen und setzte sich selbst. Paphnucius ließ einen finsternen Blick über die Bücher der Bibliothek gleiten und sagte:

»Man sollte sie alle verbrennen!«

»Teurer Freund, das wäre schade!« antwortete Nikias. »Denn die Träume der Kranken sind oft unterhaltend. Wenn man übrigens alle Träume und alle Einbildungen der Menschen zerstören müßte, so würde die Erde alle Formen und Farben verlieren und wir würden in öder Torheit dahindämmern.«

Paphnucius führte seinen Gedanken weiter aus: »Es ist gewiß, daß die Lehren der Heiden nur leere Lügen sind. Aber Gott, der die Wahrheit ist, hat sich den Menschen durch Wunder kundgetan. Er ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.«

Nikias antwortete: »Du sprichst vortrefflich, lieber Paphnucius, wenn du sagst, er sei Fleisch geworden. Ein Gott, der denkt, handelt, spricht, sich wie der antike Odysseus auf dem grauen Meere herumtreibt, ist durchaus ein Mensch. Wie vermagst du aber an diesen *neuen* Jupiter zu glauben, da die athenischen Schuljungen schon zur Zeit des Perikles nicht mehr an den *alten* glaubten? Doch, lassen wir das! Du bist nicht hergekommen, dächte ich, um über die drei Hypostasen zu disputieren. Was kann ich für dich tun, lieber Mitschüler?«

»Ein gutes Werk,« antwortete der Abt von Antinoë. »Leihe mir eine wohlriechende Tunika, wie du soeben eine angezogen hast! Füge der Tunika vergoldete Sandalen und ein Fläschchen Öl hinzu, um mir Haare und Bart zu salben! Es wäre mir auch lieb, wenn du mir eine Börse mit hundert Drachmen geben könntest. Das ist's, wozu ich zu dir gekommen bin, o Nikias. Gib es mir im Namen Gottes und in Erinnerung an unsere alte Freundschaft!«

Nikias ließ durch Krobyle und Myrtale seine reichste Tunika bringen, sie war in asiatischem Stile mit Blumen und Tieren gestickt. Die beiden Mädchen hielten sie ausgebreitet und ließen ihre lebhaften Farben spielen, in der Erwartung, daß Paphnucius sein härenes Gewand ausziehe, das ihn bis auf die Füße bedeckte. Da jedoch der Mönch erklärte, daß er sich eher die Haut als dieses Gewand abziehen lasse, hingen sie ihm die Tunika darüber. Da die beiden Mädchen schön waren,

fürchteten sie die Männer nicht, obschon sie Sklavinnen waren. Sie fingen daher an, über den sonderbaren Anblick zu lachen, den der Mönch in diesem Schmucke bot. Krobyle nannte ihn ihren lieben Satrapen, indem sie ihm den Spiegel bot, und Myrtale zupfte ihn am Barte. Aber Paphnucius betete zum Herrn und sah sie nicht. Nachdem er die vergoldeten Sandalen angezogen und die Börse, die ihm Nikias gegeben, an seinen Gürtel gebunden hatte, sagte er zu seinem Freunde, der ihn heiteren Auges betrachtete:

»O Nikias, die Dinge, die du siehst, dürfen für deine Augen kein Ärgernis sein. Wisse denn, daß ich von dieser Tunika, dieser Börse und diesen Sandalen einen frommen Gebrauch machen werde!«

»Mein Lieber,« antwortete Nikias, »ich argwöhne nichts Böses, denn ich halte die Menschen für ebenso unfähig, Schlechtes wie Gutes zu tun, denn gut und böse bestehen nur in der Einbildung. Der Weise richtet sich bei seinen Handlungen nur nach Sitte und Gebrauch. Ich dagegen folge den Vorurteilen, die in Alexandrien herrschen, und gelte deswegen als Ehrenmann. Geh, Freund, und suche dein Vergnügen!«

Aber Paphnucius dachte, es sei besser, seinen Gastherrn von seiner wahren Absicht zu unterrichten.

»Du kennst«, sagte er zu ihm, »jene Thaïs, die im Theater auftritt?«

»Sie ist schön,« antwortete Nikias, »und es gab eine Zeit, da sie mir teuer war. Ich habe eine Mühle und zwei Getreidefelder für sie verkauft und zu ihrer Ehre drei Bücher abscheulicher Elegien gedichtet. Wahrlich, die Schönheit ist das Mächtigste auf der Welt, und wenn wir so geartet wären, daß wir sie immer besitzen könnten, würden wir uns so wenig als möglich um den Demiurgos, den Logos, die Äonen und alle andern Träume der Philosophen kümmern. Ich bewundere dich aber, Paphnucius, daß du aus der fernsten Thebaïs herkommst, um mir von Thaïs zu sprechen.«

Nachdem er dies gesagt, seufzte er leise. Paphnucius betrachtete ihn mit Entsetzen, denn er begriff nicht, wie ein Mensch so ruhig eine so große Sünde bekennen könne. Er war darauf gefaßt, die Erde sich aufzutun und Nikias in einen Flammenschlund fallen zu sehn. Aber der Boden blieb fest, und der Alexandriner sann schweigend und mit trübem Lächeln den Bildern seiner entschwundenen Jugend nach. Der Mönch erhob sich und sprach mit ernster Stimme:

»Wisse denn, o Nikias, daß ich mit Gottes Hilfe diese Thaïs den unflätigen Lüsten der Erde entreißen und Jesus Christus zur Braut geben werde. Wenn der Heilige Geist mir seinen Beistand nicht versagt, wird Thaïs noch heute diese Stadt verlassen, um in ein Kloster zu gehen.«

»Fürchte dich, Venus zu beleidigen,« antwortete Nikias. »Sie ist eine mächtige Göttin. Sie wird dir zürnen, wenn du ihr ihre gefeierteste Dienerin entreißest.«

»Gott wird mich schützen,« sagte Paphnucius. »Möge er auch dein Herz erleuchten, o Nikias, und dich aus dem Abgrund ziehen, in den du versunken bist!«

Er ging hinaus, aber Nikias war ihm gefolgt. Er holte ihn auf der Schwelle ein und flüsterte ihm, während er die Hand auf seine Schulter legte, ins Ohr:

»Fürchte dich, Venus zu beleidigen! Ihre Rache ist schrecklich«

### **Viertes Kapitel.**

Voll Verachtung für die leichtsinnige Rede des Nikias verließ Paphnucius sein Haus, ohne sich noch einmal umzusehen. Was jener gesagt hatte, flößte ihm nur Bedauern ein, unerträglich aber war ihm der Gedanke, daß sein ehemaliger Freund die Liebkosungen der Thaïs empfangen hatte. Ein sündiger Umgang mit diesem Weibe schien ihm viel abscheulicher zu sein, als ein solcher mit jedem andern. Es dünkte ihm ganz besonders verwerflich, und Nikias ward ihm von nun an zum Greuel.

Er hatte die Unreinheit immer gehaßt, aber nie war ihm dieses Laster so entsetzlich erschienen. Nie hatte er mit soviel Überzeugung den Zorn Jesu Christi und die Traurigkeit der Engel über das Böse geteilt.

Er empfand daher einen nur um so größeren Eifer, Thaïs aus der Heiden Mitte herauszureißen, und er sehnte sich danach, die Schauspielerin zu sehen, um sie zu retten. Er mußte jedoch warten, bis die Hitze des Tages vorüber war, um das Weib aufsuchen zu können. Noch war aber kaum der Vormittag zu Ende. Paphnucius wandelte daher durch die volkreichen Gassen. Er hatte beschlossen, an diesem Tage keine Nahrung zu sich zu nehmen, um der Gnade, die er vom Herrn verlangte, weniger unwürdig zu sein. Zur großen Betrübniß seiner Seele konnte er nicht wagen, eine Kirche der Stadt zu betreten, weil er sie durch die Arianer entweiht wußte, die den Tisch des Herrn darin umgestürzt hatten. Diese Ketzer hatten in der Tat mit Unterstützung des oströmischen Kaisers den Patriarch Athanasius von seinem Bischofssitz verjagt und versetzten die Christen Alexandriens in Unruhe und Verwirrung.

Er schritt also aufs Geratewohl fürbaß, indem er die Augen bald demütig zur Erde senkte, bald, wie in Verzückung, gen Himmel hob. Nachdem er einige Zeit umhergeirrt war, gelangte er auf einen der Hafendämme der Stadt. Im Hafen lagen

zahllose Schiffe mit dunklen Kielen, während darüber hinaus das treulose Meer blau und silbern flimmerte. Eine Galeere, die eine Nereide am Bugspriet trug, hatte soeben die Anker gelichtet. Die Ruderer schlugen singend die Wellen, und schon ließ die weiße Tochter des Meeres, die sich mit feuchten Perlen bedeckte, den Mönch nur noch ein entschwindendes Profil sehen. Sie passierte, von ihrem Lotsen geführt, die enge Durchfahrt, die in das Eunostos-Bassin führt, und gewann, eine Perlenfurche hinter sich herziehend, das hohe Meer.

›Auch ich‹, dachte Paphnucius, ›wollte einst singend den Ozean der Welt befahren. Aber ich habe meine Torheit bald erkannt, und die Nereide hat mich nicht entführt.‹

Unter solchen Gedanken setzte er sich auf einen Haufen Tautropfen und schlief ein. Während seines Schlafes hatte er ein Traumgesicht. Er glaubte den lauten Schall einer Trompete zu hören, und da der Himmel sich gleichzeitig rot färbte, begriff er, daß die Zeit gekommen sei. Während er inbrünstig zu Gott betete, sah er ein ungeheures Tier auf sich zukommen, das eine Lichtkrone auf der Stirne trug. Er erkannte die Sphinx von Silsilee. Das Tier packte ihn mit den Zähnen, ohne ihm wehe zu tun, und trug ihn im Maule fort, wie die Katzen ihre Jungen zu tragen pflegen. Paphnucius wurde so durch mehrere Königreiche geführt, über Flüsse und Berge hin bis an einen wüsten Ort, der mit häßlichen Felsen und heißer Asche bedeckt war. Aus dem an mehreren Stellen aufgerissenen Boden stieg glühend heißer Dampf auf. Das Tier ließ den Paphnucius sanft zur Erde gleiten und sagte zu ihm:

»Siehe da!«

Paphnucius beugte sich über den Rand eines Abgrundes und erblickte einen Feuerstrom, der sich im Innern der Erde zwischen zwei Reihen schwarzer Felszacken dahinwälzte. In fahlem Lichte wurden daselbst Seelen durch Dämonen gepeinigt. Die Seelen hatten noch die Gestalt der Körper bewahrt, die sie bewohnt hatten, sogar einige Gewandstücke hingen noch an ihnen. Diese Seelen schienen ruhig inmitten der Qualen. Eine derselben war groß und weiß, mit geschlossenen Augen und einem Band auf der Stirne. Sie trug ein Szepter in der Hand und sang. Ihre Stimme erfüllte das öde Gestade mit Wohllaut. Sie besang die Götter und die Helden. Grüne Teufelchen durchstachen ihr Lippen und Brust mit glühenden Eisen. Aber der Schatten Homers sang ruhig weiter. – Nicht weit von ihm zeichnete der alte kahlköpfige Anaxagoras mit einem Zirkel Figuren in den Sand. Ein Dämon goß ihm glühendes Öl ins Ohr, ohne jedoch den Weisen in seinem Nachdenken zu stören. Außer diesen entdeckte der Mönch noch zahlreiche Personen, die längs des glühenden Stromes auf dem finstern Ufer ruhig lasen oder nachdachten oder, wie die Meister und die Schüler im Schatten

der Platanen der Akademie, in Gesprächen lustwandelten. Nur der Greis Timokles hielt sich abseits und schüttelte das Haupt, wie ein Mann, der alles verneint. Ein Engel des Abgrunds schwang eine Fackel unter seinen Augen, aber Timokles wollte weder den Engel noch die Fackel sehen. Beim Anblick dieses Schauspieles, vor Überraschung stumm, wandte sich Paphnucius zu dem Tiere. Es war jedoch verschwunden, und der Mönch erblickte an der Stelle der Sphinx eine verschleierte Frau, die zu ihm sagte:

»Sieh hin und verstehe! Der Eigensinn dieser Ungläubigen ist so groß, daß sie noch in der Hölle die Opfer der Täuschungen bleiben, durch die sie im Leben verführt wurden. Der Tod hat sie nicht aufgeklärt, denn offenbar genügt es nicht, zu sterben, um Gott zu sehen. Diejenigen, welche die Wahrheit verkannten, als sie noch unter den Menschen lebten, werden sie immer verkennen. Die Dämonen, welche diese Seelen foltern, was sind sie anderes, als die Formen der göttlichen Gerechtigkeit? Darum kann sie von diesen Seelen weder gesehen noch gefühlt werden. Jeder Wahrheit unzugänglich, kennen sie ihre eigene Verdammnis nicht, und selbst Gott kann sie nicht zum Leiden zwingen.«

»Gott vermag alles,« wandte der Abt von Antinoë ein.

»Er vermag das Sinnlose nicht,« antwortete die verhüllte Frau. »Um sie zu bestrafen, müßte er sie aufklären, und wenn sie die Wahrheit besäßen, wären sie den Auserwählten ähnlich.«

Voll Unruhe und Entsetzen bog sich Paphnucius nochmals über den Abgrund. Nun erblickte er den Schatten des Nikias, der unter eingeäscherten Myrtenbäumen mit blumenbekränzter Stirn lächelte. Neben ihm schien Aspasia von Milet, die einen schön gefalteten wollenen Mantel trug, zugleich von Liebe und Philosophie zu sprechen, so sehr war der Ausdruck ihres Gesichtes sanft und edel zugleich. Der Feuerregen, der auf die beiden niederfiel, schien ein erfrischender Tau für sie zu sein, und ihre Füße beschritten den feurigen Boden, als ob er feines Gras wäre. Bei diesem Anblick fühlte sich Paphnucius von Wut gepackt.

»Schlage ihn, mein Gott!« schrie er, »schlage ihn! Es ist Nikias! Laß ihn weinen und seufzen und mit den Zähnen klappern! Er hat mit der Thaïs gesündigt! . . .«

Und Paphnucius erwachte in den Armen eines riesenstarken Matrosen, der ihn auf den Sand zog, indem er ausrief:

»Ruhig, ruhig, Freund! Bei Proteus, dem alten Hüter der Seehunde, du schläfst unruhig. Hätte ich dich nicht gehalten, so wärest du ins Eunostos-Bassin gefallen. So wahr meine Mutter Salzfische verkaufte, habe ich dir das Leben gerettet.«

»Ich danke Gott dafür,« antwortete Paphnucius.

Er stand auf und ging gerade vor sich hin, indem er über das Traumgesicht nachdachte, das seinen Schlaf durchzogen hatte.

»Dieses Gesicht«, so sagte er sich, »ist offenbar ein böses, denn es beleidigt die Güte Gottes, indem es die Hölle als der Wirklichkeit entbehrend hinstellt. Es wurde mir ohne Zweifel vom Teufel geschickt.«

Er kam zu diesem Schlusse, weil er die Träume, die Gott sendet, von denen zu unterscheiden wußte, die von den gefallenen Engeln hervorgerufen werden. Ein solches Unterscheidungsvermögen ist nützlich für den Einsiedler, der fortwährend von Erscheinungen umgeben ist, denn wer die Menschen flieht, ist sicher, Geistern zu begegnen. Die Wüste ist von Phantomen bevölkert. Wenn die Pilger sich der zerfallenen Burg näherten, wohin sich der heilige Einsiedler Antonius zurückgezogen hatte, hörten sie ein Geschrei, wie es in festlichen Nächten auf den Marktplätzen der Städte ertönt. Und dieses Geschrei wurde von den Teufeln ausgestoßen, die den heiligen Mann versuchten.

Paphnucius erinnerte sich dieses berühmten Vorbildes. Er dachte auch an den heiligen Johannes von Ägypten, den der Teufel sechzig Jahre lang durch Wunderzeichen verführen wollte. Aber Johannes machte die Listen der Hölle zunichte. Eines Tages jedoch nahm der Dämon menschliche Gestalt an, trat in die Höhle des ehrwürdigen Johannes und sagte zu ihm: »Johannes, du wirst dein Fasten bis morgen abend fortsetzen.« Und Johannes, der einen Engel gehört zu haben glaubte, gehorchte der Stimme des Dämons und fastete bis zur Vesper des folgenden Tages. Das war aber der einzige Sieg, den der Fürst der Finsternis über den heiligen Johannes von Ägypten davontrug, und es war ein kleiner Sieg. – Man darf sich daher nicht verwundern, daß Paphnucius sofort die Falschheit des Traumgesichts erkannte, das er während seines Schlummers gehabt hatte.

Während er Gott sanfte Vorwürfe machte, daß er ihn der Gewalt der Dämonen ausgeliefert habe, fühlte er sich von einer Menge von Menschen gestoßen und mitgerissen, die alle nach der gleichen Richtung eilten. Da er nicht mehr gewohnt war, in Städten zu gehen, wurde er, wie eine leblose Sache, von einem Fußgänger gegen den andern geworfen, und, da er sich in den Falten seiner Tunika fing, fürchtete er

mehrmals, zu fallen. Neugierig, zu wissen, wohin alle diese Leute gingen, fragte er einen von ihnen nach dem Grunde ihrer Eile.

»Fremdling,« antwortete dieser, »weißt du nicht, daß die Spiele beginnen und daß Thaïs die Bühne betreten wird? Alle diese Bürger gehen ins Theater, und ich tue desgleichen. Gefällt es dir, mich zu begleiten?«

Paphnucius fand plötzlich, daß es in seinen Plan passe, Thaïs auf der Bühne zu sehen, und folgte daher dem Fremdling. Bald erhob sich vor ihnen das mit glänzenden Masken geschmückte Tor des Theaters und seine mit unzähligen Standbildern besetzte runde Umfassungsmauer. Der Menge folgend, betraten sie einen engen Gang, an dessen Ende sie das lichterfüllte Amphitheater vor sich sahen. Sie nahmen auf einer der Stufenreihen Platz, die treppenartig bis zur Bühne hinabstiegen, welche prächtig geschmückt, aber noch leer von Schauspielern war. Ein Vorhang war nicht vorhanden. Man sah auf der Bühne einen kleinen Erdhügel, wie ihn die alten Völker den Schatten der Heroen zu weihen pflegten. Dieser Hügel erhob sich inmitten eines Lagers. Man erblickte Zelte, vor denen mit Lorbeerzweigen und Eichenkränzen gezierte goldene Schilde an Stangen hingen, während Lanzen pyramidenförmig zusammengestellt waren. Dort unten war alles Ruhe und Schweigen. Aber ein Summen, gleich dem der Bienen im Bienenstocke, ertönte in dem menschengefüllten Halbkreis. Alle Gesichter waren durch den Widerschein der Purpurleinwand, die das Theater auf und ab wogend bedeckte, gerötet und wendeten sich mit dem Ausdruck gespannter Erwartung nach dem großen ruhigen Raume hin, den ein Grabhügel und ein Zeltlager einnahmen. Die Frauen lachten, indem sie Zitronen verzehrten, und die Stammgäste des Theaters grüßten sich laut und fröhlich von einer Sitzreihe zur andern.

Paphnucius betete still für sich und hütete sich vor unnützer Rede, aber sein Nachbar fing an, über den Verfall der Bühnenkunst zu klagen.

»Ehemals«, sagte er, »deklamierten feingebildete Schauspieler unter der Maske die Verse des Euripides und des Menander. Jetzt aber spricht man die Dramen nicht mehr, sondern stellt sie nur durch Gebärden dar, und von den göttlichen Schauspielen, die in Athen dem Ruhme des Bacchus dienten, haben wir nur das übrig behalten, was ein Barbar, sogar ein Skythe verstehen kann: nämlich die Körperhaltung und die Armbewegungen. Die tragische Maske, deren trichterförmige Mundöffnung den Schall der Stimme verstärkte, der Kothurn, der den menschlichen Leibern die Gestalt der Götter verlieh, die tragische Hoheit und der Gesang der schönen Verse, all das ist dahin. Mimen und Tänzerinnen mit nacktem Gesicht ersetzen Paulus und Roscius. Was hätten die Athener des Perikles gesagt, wenn sie ein Weib auf der Bühne erblickt

hätten? Es ist unschicklich, daß ein Weib öffentlich auftritt. Wir sind sehr heruntergekommen, da wir es dulden. So wahr ich Dorion heiße, das Weib ist die Feindin des Mannes und die Schande der Erde.«

»Du sprichst weise,« antwortete Paphnucius. »Das Weib ist unser schlimmster Feind. Sie bringt die Lust und wird dadurch furchtbar.«

»Bei den ewigen Göttern,« rief Dorion aus, »das Weib bringt dem Manne nicht die Lust, sondern Traurigkeit, Verwirrung und schwarze Sorgen! Die Liebe ist die Ursache unserer bittersten Leiden. Höre, Fremdling! Ich reiste in meiner Jugend einmal nach Troezen in Argolis und sah dort einen wunderbar dicken Myrtenbaum, dessen Blätter von zahllosen Stichen bedeckt waren. Weißt du nun, was die Troezenier von dieser Myrte erzählen? Die Königin Phädra blieb zur Zeit, da sie den Hippolytos liebte, den ganzen Tag unter jenem Baume hingestreckt liegen, den man noch heute sieht. In ihrer tödlichen Sehnsucht zog sie die goldene Nadel, die ihr blondes Haar festhielt, heraus und durchstach die Blätter des Baumes mit den duftenden Beeren. Nach und nach wurden so alle Blätter mit Stichen bedeckt. Nachdem Phädra den Unglücklichen, den sie mit blutschänderischer Liebe verfolgte, in den Tod getrieben, kam sie, wie du weißt, selbst elend ums Leben. Sie schloß sich in ihr Brautgemach ein und erhängte sich mit einem goldenen Gürtel an einem elfenbeinernen Pflocke. Die Götter aber wollten, daß die Myrte, als Zeugin eines so elenden Geschickes auf ihren neuen Blättern immerfort die gleichen Stiche trage. Ich habe eines dieser Blätter abgebrochen und es an das Kopfeinde meines Bettes geheftet, um durch seinen Anblick immer davor gewarnt zu werden, mich der Liebesraserei hinzugeben und um mich in der Lehre meines Meisters, des göttlichen Epikur, zu bestärken, nach welcher der Wunsch gefährlich ist. Aber, genau genommen, ist die Liebe eine Krankheit der Leber und man ist nie davor sicher, krank zu werden.«

Paphnucius fragte: »Dorion, woran findest du Vergnügen?«

Dorion antwortete traurig: »Ich habe nur ein Vergnügen und ich gestehe, daß es kein lebhaftes ist, es ist das Nachdenken. Mit einem kranken Magen darf man keine anderen suchen.«

Paphnucius nahm diese Worte zum Anlaß, um den Epikuräer in die geistlichen Freuden einzuweißen, welche die Betrachtung Gottes bietet, und er fing an: »Höre die Wahrheit, Dorion, und empfang das Licht!«

Während er also sprach, bemerkte er, daß man von allen Seiten auf ihn sah, die Arme gegen ihn ausstreckte und ihm zu schweigen befahl. Tiefe Ruhe war im Theater eingetreten und bald erschollen die Töne einer kriegerischen Musik.

Das Spiel begann. Man sah Soldaten aus den Zelten treten und sich zum Abmarsch vorbereiten, als plötzlich, wie durch ein schreckliches Wunder, eine Wolke die Spitze des Grabhügels bedeckte. Als dieselbe wieder verschwand, erschien an ihrer Stelle der mit goldener Rüstung bekleidete Schatten des Achilleus. Indem er seine Arme nach den Kriegern ausstreckte, schien er zu sagen: »Wie, ihr zieht von dannen, Söhne des Danaos, ihr kehrt nach der Heimat zurück, die ich nicht mehr schauen werde, und ihr laßt mein Grab ohne Opfer?« Schon aber drängten sich die ersten Anführer der Griechen um den Grabhügel. Akamas, Sohn des Theseus, der alte Nestor und Agamemnon, der das Szepter und das Stirnband trug, betrachteten das Wunder. Pyrrhus, der jugendliche Sohn des Achilleus, kniete im Staube. Odysseus, der an der spitzen Mütze kenntlich war, unter der sein lockiges Haar hervorquoll, gab durch Gebärden zu erkennen, daß er dem Schatten des Heros zustimme. Er stritt mit Agamemnon und man erriet ihre Worte:

»Achilleus«, sagte der König von Ithaka, »ist würdig, von uns geehrt zu werden, da er ruhmreich für Hellas gefallen ist. Er verlangt, daß die Tochter des Priamos, die Jungfrau Polyxena, auf seinem Grabe geopfert werde. Danaer, befriedigt die Manen des Heros, damit sich der Sohn des Peleus im Hades erfreue.« Aber der König der Könige entgegnete:

»Verschonem wir die troischen Jungfrauen, die wir den Altären entrissen haben! Genug des Unglücks ist über das berühmte Geschlecht des Priamos hereingebrochen.«

Er sprach also, weil er das Lager der Schwester der Polyxena teilte, und der weise Odysseus warf ihm vor, das Bett der Cassandra der Lanze des Achilleus vorzuziehen.

Alle Griechen stimmten ihm mit lautem Waffengeklirre bei. Der Tod der Polyxena wurde daher beschlossen und der besänftigte Schatten des Achilleus verschwand. Die Musik, bald leidenschaftlich, bald klagend, schmiegte sich den Gedanken der handelnden Personen an. Die Zuschauer klatschten lauten Beifall.

Paphnucius, der alles mit der göttlichen Wahrheit in Verbindung brachte, murmelte: »Man sieht aus dieser Fabel, wie grausam die Anbeter der falschen Götter waren.«

»Alle Religionen veranlassen Verbrechen,« antwortete ihm der Epikuräer. »Zum Glück ist ein göttlich weiser Grieche gekommen und hat die Menschen von der eiteln Furcht vor dem Unbekannten befreit.«

Unterdessen war Hekabe mit aufgelöstem weißem Haar und zerrissenem Gewande aus dem Zelt getreten, wo sie gefangen war. Man vernahm einen tiefen Seufzer, als dieses vollkommene Bild des Unglücks erschien. Hekabe, die durch einen prophetischen Traum unterrichtet war, jammerte über ihre Tochter und über sich selbst. Odysseus aber stand schon neben ihr und verlangte die Polyxena. Die alte Mutter raufte sich die Haare, zerriß sich die Wangen mit den Fingernägeln und küßte die Hände des grausamen Mannes, der mit unveränderlicher, mitleidloser Sanftmut zu sagen schien:

»Sei vernünftig, Hekabe, und füge dich dem Schicksal. Es gibt auch in unseren Häusern alte Mütter, welche ihre Kinder beweinen, die auf immer unter den Fichten des Berges Ida entschlummert sind.«

Und Cassandra, einst Königin des blühenden Asien, nun Sklavin, bestreute ihr unglückliches Haupt mit Staub.

Aber jetzt erschien unter dem Zeltvorhang die Jungfrau Polyxena. Allgemeine Erregung bemächtigte sich der Zuschauer. Sie hatten Thaïs erkannt. Paphnucius sah sie wieder, sie, die er zu suchen gekommen war. Mit weißem Arme hielt sie über ihrem Haupte den schweren Vorhang. Unbeweglich, einer schönen Statue ähnlich, aber mit ihren veilchenblauen Augen ruhig um sich blickend, sanft und stolz, erweckte sie in allen den tragischen Schauer der Schönheit.

Beifallsgemurmel erhob sich und Paphnucius drückte erregt seine Hände gegen sein Herz und seufzte:

»Warum, o mein Gott, gibst du einem deiner Geschöpfe diese Macht?«

Dorion, der viel ruhiger blieb, sagte:

»In der Tat, die Atome, die sich augenblicklich verbunden haben, um dieses Weib zu bilden, stellen eine dem Auge angenehme Mischung dar. Es ist aber nur ein Spiel der Natur und diese Atome wissen nicht, was sie tun. Sie werden sich einst mit der nämlichen Gleichgültigkeit trennen, mit der sie sich jetzt verbunden haben. Wo sind heute die Atome, welche Laïs oder Kleopatra bildeten? Ich bestreite nicht, daß die Frauen manchmal schön sind. Aber sie sind bedauerlichen Zufällen und ekelhaften Gebrechen unterworfen. Daran denken überlegende Geister, während der große Haufen nicht darauf achtet. Und so flößen die Frauen Liebe ein, obschon es unvernünftig ist, sie zu lieben.«

So betrachteten der Philosoph und der Büßer Thaïs und hingen noch weiter derartigen Gedanken nach. Weder der eine noch der andere hatte gesehen, daß Hekabe durch

Gebärden zu ihrer Tochter gesagt hatte: »Versuche den grausamen Odysseus zu rühren. Laß deine Tränen, deine Schönheit, deine Jugend sprechen!«

Thaïs, oder vielmehr Polyxena, ließ den Zeltvorhang fallen. Sie trat einen Schritt vor und alle Herzen lagen in ihrem Bann. Als sie sich nun in edlem und leichtem Gange Odysseus näherte, da ließ der Rhythmus ihrer Bewegungen, die das Spiel der Flöten begleitete, an eine ganze Reihe angenehmer Dinge denken und sie schien der göttliche Mittelpunkt der Weltharmonie zu sein. Man sah nur noch sie, während alles übrige in ihren Strahlen untergegangen war. – Indessen schritt die Handlung auf der Bühne fort.

Der kluge Sohn des Laërtes wendete den Kopf ab und barg seine Hände unter dem Mantel, um den Blicken und den Handküssen der Flehenden auszuweichen. Aber die Jungfrau gab ihm zu verstehen, daß er nicht mehr zu fürchten brauche. Ihre ruhigen Blicke sagten:

»Odysseus, ich werde dir folgen, um der Notwendigkeit zu gehorchen und weil ich sterben will. Tochter des Priamos und Schwester Hektors, werde ich mein Lager, das einst eines Königs würdig erachtet wurde, nicht mit einem fremden Herrn als Sklavin teilen. Ich verzichte aus freiem Willen auf das Tageslicht.«

Da erhob sich Hekabe, die wie leblos im Staube gelegen, plötzlich und klammerte sich verzweiflungsvoll an ihre Tochter an. Polyxena aber löste mit sanfter Gewalt die greisen Arme, die sie umspannten, von sich ab. Man glaubte sie sagen zu hören:

»Mutter, setze dich nicht der Beschimpfung durch den Herrn aus! Warte nicht ab, bis er dich, um dich mir zu entreißen, unwürdig behandelt! Reiche mir lieber diese gerunzelte Hand, teure Mutter, und nähere deine hohlen Wangen meinen Lippen!«

Der Schmerz war im Gesicht der Thaïs wunderbar ausgedrückt und die Menge zeigte sich diesem Weibe erkenntlich dafür, daß sie die Handlungen und Mühen des Lebens so mit übermenschlicher Anmut umkleidete. Paphnucius, der ihr den augenblicklichen Glanz im Hinblick auf ihre baldige Erniedrigung verzieh, war im voraus stolz auf die Heilige, die er dem Himmel zuführen würde.

Das Schauspiel näherte sich seinem Ende. Hekabe fiel wie tot zu Boden und Polyxena näherte sich, von Odysseus geführt, dem Grabmal, welches die auserlesensten Krieger umgaben. Unter Trauergesängen stieg sie den Grabhügel hinan, auf dessen Spitze der Sohn des Achilleus aus einer goldenen Schale den Manen des Heros ein Trankopfer darbrachte. Da die Opferpriester sie ergreifen wollten, gab sie durch Gebärden zu verstehen, daß sie frei sterben wolle, wie es der Tochter so vieler Könige zukomme. Dann zerriß sie ihr Gewand und zeigte die Stelle ihres Herzens. Pyrrhus versenkte dort

mit abgewandtem Gesichte sein Schwert und ließ durch einen Kunstgriff einen Strom Blutes der glänzend weißen Brust der Jungfrau entfließen, welche, den Kopf hintübergebogen, die Augen in Todesangst weit aufgerissen, mit edlem Anstand niederfiel.

Während die Krieger das Opfer mit einem Schleier bedeckten und Lilien und Anemonen darüber streuten, erfüllten Schreckensschreie und lautes Schluchzen die Luft, und Paphnucius, der sich von seiner Bank erhoben hatte, weissagte mit donnernder Stimme:

»Ihr Heiden, ihr elenden Anbeter der Dämonen, und ihr Arianer, die ihr noch verruchter seid als die Götzendiener, merket auf! Was ihr hier soeben gesehen habt, ist ein Bild und ein Gleichnis. Diese Fabel birgt einen heiligen Sinn und bald wird das Weib, das ihr hier seht, als selige Hostie dem wiederauferstandenen Gotte geopfert werden!«

Schon verlief sich die Menge in dunkeln Fluten durch die Vomitorien. Auch der Abt von Antinoë, der den erstaunten Dorion stehen ließ, drängte sich zum Ausgang, indem er zu weissagen fortfuhr.

Eine Stunde später pochte er an die Türe der Thaïs.

Die Schauspielerin bewohnte damals im reichen Quartier Rakotis beim Denkmal Alexanders ein von schattigen Gärten umgebenes Haus. Es erhoben sich in ihnen künstliche Felsen und ein Bach floß zwischen Weidenbüschen dahin. Eine alte Negersklavin, die mit Ringen beladen war, öffnete ihm die Türe und fragte, was er wolle.

»Ich will Thaïs sehen,« sagte er. »Gott ist mein Zeuge, daß ich nur deshalb hierher gekommen bin, um sie zu sehen.«

Da er eine reiche Tunika trug und in befehlendem Tone sprach, ließ ihn die Sklavin eintreten.

»Du wirst Thaïs«, sagte sie, »in der Nymphengrotte finden.«

## **Zweites Buch. Der Papyrus**

### **Erstes Kapitel.**

Thaïs stammte von armen, aber freien Leuten ab, die dem Götzendienste huldigten. Als sie noch ein Kind war, besaß ihr Vater zu Alexandrien in der Nähe des Mondtores

eine Schenke, welche von Matrosen besucht wurde. Einige unzusammenhängende, aber lebhaftere Erinnerungen waren ihr aus ihrer Kinderzeit geblieben. Ihr Vater schwebte ihr noch vor Augen, wie er mit gekreuzten Beinen an der Ecke des Herdes saß, groß, furchtbar und ruhig, wie einer der alten Pharaonen, welche von den blinden Bänkelsängern auf der Straße besungen wurden. Sie sah auch noch ihre Mutter, wie sie abgehärmt und traurig wie eine hungrige Katze das Haus durchstrich, das sie mit dem Geschrei ihrer scharfen Stimme und den Blitzen ihrer Phosphoraugen erfüllte. Man erzählte sich in der Vorstadt, daß sie eine Zauberin sei und sich nachts in eine Eule verwandle, um zu ihren Liebhabern zu fliegen. Dies entsprach jedoch nicht der Wahrheit, Thaïs wußte vielmehr, da sie ihrer Mutter oft aufgelauert hatte, genau, daß sie sich nicht mit Zauberkünsten abgab, sondern, von Geiz verzehrt, die ganze Nacht mit dem Nachzählen der Tageseinnahme zubrachte. Der unbewegliche Vater und die habgierige Mutter ließen ihre Tochter ebenso frei, wie das Geflügel des Hühnerhofes. So war sie denn sehr geschickt darin geworden, den betrunkenen Matrosen einen Obolos nach dem andern aus dem Gürtel zu ziehen, während sie sie durch einfache Liedchen oder durch gemeine Worte, deren Sinn sie nicht kannte, ergötzte. Sie wanderte in der vom Geruch der gegorenen Getränke und der mit Harz eingeriebenen Schläuche erfüllten Schenkstube von einem Knie auf das andere. Darauf lief sie mit von Bier klebrig gewordenen und von den harten Bärten zerstochnen Wangen, die Obolen fest in der kleinen Hand haltend, davon, um bei einer alten Frau, die unter dem Mondtore hinter ihren Körben kauerte, Honigkuchen einzukaufen. Die Szene war alle Tage die gleiche: Die Matrosen erzählten die Gefahren, welche sie bestanden hatten, wenn der Euros-Wind die Algen der Meerestiefe aufrührte, spielten dann mit Würfeln oder Knöcheln und verlangten mit derben Flüchen das beste zilizische Bier.

Jede Nacht erwachte das Kind über den Raufhändeln der Trinkenden. Unter wütendem Geheul wurden Austernschalen über die Tische geworfen und verwundeten die Stirnen. Bisweilen sah Thaïs bei dem rauchigen Lampenlicht auch die Messer erglänzen und Blut fließen.

In ihren jungen Jahren lernte sie die menschliche Güte nur durch den sanften Achmes kennen, vor dem sie sich demütigte. Der Haussklave Achmes, ein Nubier, der schwärzer war als der Kessel, den er mit ernsthafter Miene abschäumte, war gut, wie eine Nacht tiefen Schlafes. Er nahm Thaïs oft auf die Kniee und erzählte ihr alte Geschichten, worin unterirdische Gewölbe voller Schätze vorkamen, die für habsüchtige Könige erbaut wurden, welche darauf die Baumeister und Maurer töten ließen. Es kamen in diesen Geschichten auch geschickte Diebe vor, welche Königstöchter heirateten und Buhlerinnen, welche Pyramiden erbauen ließen. Die

kleine Thaïs liebte Achmes wie einen Vater, wie eine Mutter, wie eine Amme und wie einen Hund. Sie hing am Schurze des Sklaven und folgte ihm in den Keller zu den Weinkrügen und auf den Hühnerhof, wo die mageren, struppigen Hähnchen, an denen nur Schnabel, Klauen und Federn waren, vor dem Messer des schwarzen Kochs schneller als junge Adler davonflatterten. Des Nachts baute er oft auf seinem Strohlager, statt zu schlafen, für Thaïs kleine Wassermühlen und handgroße Schiffe mit voller Ausrüstung.

Da er von seinen Herren oft mißhandelt wurde, hatte er ein zerrissenes Ohr und sein Leib war von Narben durchfurcht. Aber sein Gesicht behielt einen freudigen und friedlichen Ausdruck. Niemand in seiner Umgebung dachte jedoch daran, sich zu fragen, woher er die Tröstung seiner Seele und den Frieden seines Herzens nehme. Er war so einfältig wie ein Kind. Während er seine rauhe Arbeit verrichtete, sang er mit dünner Stimme Hymnen, welche in der Seele der Thaïs ein unbestimmtes Wonnegefühl weckten. Er murmelte in tiefem freudigem Tone:

»Sage uns, Maria, was hast du dort gesehen, woher du kommst?«

»Ich habe das Schweiß Tuch und die Linnen und die am Grabe sitzenden Engel gesehn. Und ich habe die Herrlichkeit des Auferstandenen gesehn.«

Sie fragte ihn: »Vater, warum singst du von den Engeln, die am Grabe sitzen?«

Und er antwortete: »Lichtchen meiner Augen, ich singe von den Engeln, weil unser Herr Jesus gen Himmel gefahren ist.«

Achmes war nämlich Christ. Er hatte die Taufe erhalten und man nannte ihn Theodor bei den Liebesmahlen der Gläubigen, zu denen er sich heimlich zu der Zeit begab, die ihm für seinen Schlaf zugemessen war.

Zu jener Zeit erfuhr die Kirche die letzte Heimsuchung. Auf Befehl des Kaisers wurden die Basiliken niedergerissen, die heiligen Schriften verbrannt und die heiligen Gefäße und Leuchter eingeschmolzen. Ihrer Ehren und Auszeichnungen beraubt, erwarteten die Christen nur noch den Tod. Schrecken herrschte in der Gemeinde von Alexandrien; die Gefängnisse waren mit Opfern überfüllt. Man erzählte mit Entsetzen unter den Gläubigen, daß in Syrien, Arabien, Mesopotamien, Cappadocien, überall im Reiche die Peitsche, der Block, die Daumschrauben, das Kreuz und die wilden Tiere die Priester und die Jungfrauen peinigten. Da stürzte sich Antonius, der durch seine Traumgesichte und sein Einsiedlertum bereits berühmt gewordene Führer und Prophet der Gläubigen Ägyptens, wie ein Adler von seinem wilden Felsen herab in die Stadt Alexandrien und entflamte, von einer Kirche zur andern eilend, die ganze Gemeinde

mit seinem Feuer. Den Heiden unsichtbar, war er doch bei allen Versammlungen der Christen zugegen und flößte jedem den in ihm wohnenden Geist der Stärke und der Klugheit ein. Die Verfolgung wurde mit besonderer Strenge gegen die Sklaven gerichtet, so daß viele von ihnen von Furcht gepackt wurden und ihren Glauben verleugneten. Eine größere Anzahl von Sklaven floh in die Wüste in der Hoffnung, dort in frommer Betrachtung oder vom Raube leben zu können. Achmes jedoch nahm, wie gewohnt, an den Versammlungen teil, besuchte die Gefangenen, begrub die Märtyrer und bekannte freudig den Christenglauben. Der große Antonius, welcher Zeuge dieses wahren Eifers war, schloß vor seiner Rückkehr in die Wüste den schwarzen Sklaven in seine Arme und gab ihm den Friedenskuß.

Als Thaïs sieben Jahre zählte, begann Achmes ihr von Gott zu sprechen.

»Der gütige Herr und Gott«, sagte er zu ihr, »lebt im Himmel wie ein Pharao unter dem Zeltdache seines Harems und unter den Bäumen seiner Gärten. Er ist der Älteste der Ältesten und älter als die Welt und hat nur einen Sohn, den Prinzen Jesus, den er von ganzem Herzen liebt und der an Schönheit die Jungfrauen und die Engel übertrifft. Und der gute Herr und Gott sagte zum Prinzen Jesus:

›Verlaß meinen Harem und meinen Palast, meine Dattelhaine und meine Springbrunnen! Steige zum Wohle der Menschen auf die Erde nieder! Dort wirst du wie ein kleines Kind sein und arm unter den Armen leben. Das Leiden wird dein tägliches Brot sein und du wirst so reichlich weinen, daß deine Tränen Bäche bilden, worin der ermüdete Sklave sich mit Wonne baden wird. Gehe, mein Sohn!‹

Prinz Jesus gehorchte dem guten Herrn und kam auf die Erde herab an einen Ort, der Bethlehem in Juda genannt wird. Er lustwandelte auf den Wiesen mit blühenden Anemonen, indem er zu seinen Gefährten sagte:

›Glücklich sind, die da Hunger leiden, denn ich werde sie zum Tische meines Vaters führen! Glücklich sind, die da dürsten, denn sie werden an den Quellen des Himmels trinken! Glücklich sind, die da weinen, denn ich werde ihre Augen mit Schleiern trocknen, die feiner sind, als diejenigen der Tänzerinnen.‹

Darum liebten ihn die Armen und glaubten an ihn. Aber die Reichen haßten ihn, weil sie fürchteten, er werde die Armen über sie erhöhen. – Zu jener Zeit waren Cäsar und Kleopatra mächtig auf Erden. Sie haßten beide Jesus und befahlen den Priestern und Schriftgelehrten, ihn zu töten. Um der Königin von Ägypten zu gehorchen, errichteten die Könige von Syrien ein Kreuz auf einem hohen Berge und ließen Jesus an diesem Kreuze sterben. Aber einige Frauen wuschen seinen Leichnam und begruben ihn, und

Prinz Jesus stieg, nachdem er den Deckel seines Grabes aufgebrochen hatte, wieder zu dem guten Herrn, seinem Vater, empor.

Und seit jener Zeit kommen alle, die in ihm sterben, in den Himmel.

Gott der Herr breitet die Arme aus und sagt zu ihnen:

»Seid mir willkommen, weil ihr den Prinzen, meinen Sohn, liebt. Nehmet ein Bad und esset alsdann.«

»Sie werden darauf unter den Klängen einer herrlichen Musik ihr Bad nehmen und während des ganzen Mahles Almeentänze sehen und Erzählern lauschen, deren Märchen nie enden werden. Gott, der gute Herr, wird sie lieber haben, als das Licht seiner Augen, da sie seine Gäste sind, und sie werden Teil haben an den Teppichen seines Karawanenhauses und an den Granatäpfeln seiner Gärten.«

Achmes sprach öfters über diese Dinge und Thaïs erfuhr so die Wahrheit. Sie wunderte sich über das alles und sagte:

»Ich möchte gerne von den Granatäpfeln des guten Herrn essen.«

Achmes antwortete ihr:

»Nur die, so in Jesu Namen getauft sind, werden die Früchte des Himmels kosten.«

Thaïs verlangte daher, getauft zu werden. – Hieran erkannte der Sklave, daß sie auf Jesum ihre Hoffnung baue, und beschloß, sie tiefer einzuweihen, damit sie in die Kirche eintreten könne; und da er sie als seine Tochter im Geiste ansah, schloß er sich nun noch enger an sie an.

Das von seinen ungerechten Eltern fortwährend schlecht behandelte Kind hatte kein Bett unter dem väterlichen Dache. Sie schlief in einer Ecke des Stalls zwischen den Haustieren. Dort besuchte sie Achmes heimlich jede Nacht.

Er pflegte sich leise der Strohmatten zu nähern, worauf sie lag, und sich dann in der bei seiner Rasse gebräuchlichen Haltung mit aufgerichtetem Rumpfe und untergeschlagenen Beinen auf seine Fersen zu setzen. Sein schwarzer Körper und sein schwarzes Gesicht verloren sich im Finstern, nur seine großen weißen Augen glänzten und von ihnen ging ein Schein aus, der dem durch die Ritzen einer Türe dringenden Morgenlichte glich. Er sprach mit dünner, singender Stimme, deren leichtes Näseln die sanfte Traurigkeit der Musik hatte, die man des Abends in den Straßen hört. Bisweilen begleitete das Atmen eines Esels oder das sanfte Muhen einer Kuh, wie ein Chor

niederer Geister, die Stimme des das Evangelium erklärenden Sklaven. Seine Worte flossen ruhig dahin in der finstern Nacht, die von frommem Eifer, von Gnade und Hoffnung erfüllt wurde. Und die Neubekehrte ließ sich, Achmes an der Hand haltend und mit unbestimmten Bildern vor den Augen, durch die eintönigen Laute in den Schlaf singen, und sie schlief dann ruhig lächelnd, gewiegt von den Harmonien der finstern Nacht und der heiligen Mysterien, unter dem Auge eines Sterns, der zwischen den Balken der Krippe hindurchblickte.

Die Unterweisung dauerte ein ganzes Jahr bis zu der Zeit, da die Christen mit Freuden das Osterfest begehen. In einer Nacht der ruhmreichen Woche fühlte sich nun Thaïs, die bereits auf ihrer Strohmatte im Stalle eingeschlummert war, vom Sklaven, dessen Blick in ungewohnter Klarheit leuchtete, plötzlich emporgehoben. Er trug nicht, wie gewöhnlich, ein zerfetztes Lendentuch, sondern einen langen weißen Mantel, worein er das Kind hüllte, indem er leise sagte:

»Komm, meine Seele, komm, mein Augenlicht, komm, mein Herzchen! Komm und ziehe das weiße Gewand der Taufe an!«

Mit diesen Worten trug er das Kind fort, das sich an seine Brust schmiegte. Erschrocken und doch neugierig streckte Thaïs das Köpfchen aus dem Mantel hervor, indem sie sich an dem Halse ihres Freundes festhielt, der in der Nacht dahineilte. Sie verfolgten mehrere dunkle Gassen, kamen durch das Judenviertel und dann an einem Begräbnisplatze vorbei, wo eine Eule ihren Unglücksschrei hören ließ. An einem Kreuzweg sahen sie Leichen von Verbrechern an Kreuzen hängen. Raben saßen in großer Menge auf ihren Armen und klapperten mit den Schnäbeln. Bei diesem Anblick verbarg Thaïs ihr Gesicht an der Brust des Sklaven und wagte von nun an nicht mehr um sich zu blicken. Plötzlich fühlte sie, daß man sie auf den Boden gleiten ließ. Als sie die Augen öffnete, sah sie sich in einem engen Gewölbe, das durch Harzfackeln erleuchtet wurde und dessen Wände mit großen, steifen Figuren bemalt waren, die sich unter dem Rauche der Fackeln zu beleben schienen. Man sah dort Männer in langen Gewändern mit Palmen in den Händen inmitten von Lämmern, Tauben und Rebenranken. Thaïs erkannte unter diesen Figuren Jesus von Nazareth daran, daß Anemonen zu seinen Füßen blühten.

In der Mitte des Raumes stand ein großes steinernes, bis zum Rand mit Wasser gefülltes Becken und neben ihm ein mit einem schmalen Stirnband und einem goldgestickten Purpurmantel geschmückter Greis. Sein mageres Gesicht lief in einen langen Bart aus, und in seinem reichen Gewande erschien der Greis sanft und demütig. Es war der Bischof Vivantius, das ausgewiesne Haupt der Kirche von Cyrene. Um zu

leben, übte er den Beruf eines Webers aus und verfertigte grobe Stoffe aus Ziegenhaar. Zwei Kinder standen ihm zur Seite, und gleich daneben breitete eine alte Negerin ein kleines weißes Kindergewand aus. Nachdem Achmes das Kind auf den Boden gesetzt hatte, kniete er vor dem Bischof nieder und sagte:

»Mein Vater, hier ist die kleine Seele, die Tochter meiner Seele. Ich führe sie dir zu, damit du ihr, wie du es versprochen, und, wenn es deiner Würdigkeit gefällt, die Lebenstaufe gebest.«

Der Bischof breitete bei diesen Worten seine Arme aus und ließ seine verstümmelten Hände sehen. Man hatte ihm nämlich in den Tagen der Prüfung, da er das Evangelium bekannte, die Fingernägel ausgerissen. Thaïs fürchtete sich und warf sich in die Arme Achmes'. Aber der Priester beruhigte sie mit schmeichelnden Worten:

»Fürchte nichts, liebe Kleine. Du hast hier einen Vater im Geiste, nämlich diesen Achmes, den man unter den Lebenden Theodoros nennt, und eine gute Mutter in der Gnade, welche dir mit ihren Händen ein weißes Gewand bereitet hat.«

Und zur Negerin gewendet, fuhr er fort:

»Sie heißt Nitida. Sie ist Sklavin hienieden. Aber Jesus wird sie im Himmel zum Range seiner Bräute erheben.«

Dann befragte er das neubekehrte Kind:

»Thaïs, glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater, an seinen eingeborenen Sohn, der für unser Heil gestorben ist, und an alles, was die Apostel gelehrt haben?«

»Ja,« antworteten gemeinsam der Neger und die Negerin, die sich an den Händen hielten.

Auf Befehl des Bischofs entkleidete nun Nitida knieend das Kind vollständig, so daß es nur noch ein Amulett am Halse trug. Darauf tauchte der Priester es dreimal in das Taufbecken. Die Diener boten das Öl dar, womit Vivantius die Salbungen vornahm, und das Salz, von dem er ein Körnchen auf die Lippen des Täuflings legte. Dann rieb Nitida den jungen Körper, der durch soviel Prüfungen zum ewigen Leben eingehen sollte, trocken und bekleidete ihn mit dem weißen Gewande, das sie mit eigenen Händen gewebt hatte.

Der Bischof gab allen den Friedenskuß und legte nach beendigtem Gottesdienst sein Priestergewand ab.

Als sie alle die Krypta verlassen hatten, sagte Achmes:

»Wir dürfen uns an diesem Tage, da wir dem guten Herrn und Gott eine Seele geschenkt haben, eine Freude gönnen. Gehen wir in das Haus, wo deine Würdigkeit wohnt, Hirte Vivantius, und überlassen wir uns für den Rest der Nacht der Freude.«

»Du hast wohl gesprochen, Theodoros,« antwortete der Bischof und führte die kleine Schar in seine nahegelegene Wohnung. Sie bestand aus einem einzigen Zimmer, dessen Einrichtung zwei Webstühle, ein rohgezimmerter Tisch und ein zerschlossener Teppich bildeten. Sobald sie eingetreten waren, rief der Nubier aus:

»Nitida, bring die Pfanne und den Ölkrug! Wir wollen ein gutes Mahl bereiten.«

Indem er also sprach, zog er kleine Fische hervor, die er unter seinem Mantel verborgen hatte, zündete ein großes Feuer an und buk sie. Hierauf setzten sich der Bischof, das getaufte Kind, die beiden Knaben und die beiden Sklaven im Kreise auf den Teppich und verzehrten die gebackenen Fische, indem sie den Herrn segneten. Vivantius erzählte von den Martern, die er ausgestanden, und verkündete den baldigen Triumph der Kirche. Seine Sprache war rauh, aber voll von Bildern und Wortspielen. Er verglich das Leben der Gerechten mit einem Purpurgewebe und sagte zur Erklärung der Taufe:

»Der Heilige Geist schwebte über den Wassern. Darum empfangen die Christen die Wassertaufe. Aber die bösen Geister bewohnen auch die Bäche. Die den Nymphen geweihten Quellen sind gefährlich und man hat gesehen, daß gewisse Wasser verschiedene Krankheiten der Seele und des Leibes hervorrufen.«

Oft sprach er in Rätseln und flößte dadurch dem Kinde eine tiefe Bewunderung ein. Am Ende des Mahles bot er seinen Gästen etwas Wein dar. Ihre Zungen lösten sich und sie fingen an, heilige und weltliche Lieder zu singen. Achmes und Nitida erhoben sich und tanzten einen nubischen Tanz, den sie als Kinder gelernt hatten, und der wohl seit den ältesten Zeiten in ihrem Stamme getanzt worden war. Es war ein Liebestanz: indem sie die Arme und den ganzen, im Takte sich wiegenden Körper bewegten, taten sie, als ob sie sich abwechselnd suchten und wieder entzögen. Dabei rissen sie die Augen weit auf und zeigten lächelnd ihre blitzenden Zähne.

Auf diese Weise erhielt Thaïs die heilige Taufe.

Sie liebte aber die Belustigungen, und je größer sie wurde, um so mehr entstanden unbestimmte Wünsche in ihrem Innern. Sie tanzte und sang den ganzen Tag mit den in

den Gassen herumirrenden Kindern und kehrte erst bei einbrechender Nacht in das Haus ihres Vaters zurück, indem sie vor sich hinsummte:

›Kröte, Kröte, warum bleibest du zu Hause?  
Ich spinn' die Wolle und den Faden von Milet.  
Kröte, Kröte, wie verlorst du deinen Sohn?  
Von dem weißen Rosse fiel er in das Meer.‹

Sie zog jetzt der Gesellschaft des sanften Achmes die der Knaben und Mädchen vor, und bemerkte nicht, daß ihr Freund weniger oft um sie war. Da die Verfolgung nachgelassen hatte, fanden die Versammlungen der Christen häufiger statt und der Nubier wohnte ihnen möglichst oft bei. Sein Eifer erhitzte sich, geheimnisvolle Drohungen entschlüpften manchmal seinen Lippen. Er sagte, daß die Reichen ihre Güter nicht behalten würden, und ging auf die öffentlichen Plätze, wo die Christen niederen Standes sich zu versammeln pflegten. Dort rief er die im Schatten der alten Mauern ausgestreckten Bettler zu sich und kündigte ihnen die Befreiung der Sklaven und den nahen Tag des Gerichts an.

›Im Reiche Gottes«, sagte er, »werden die Sklaven kühlen Wein trinken und herrliche Früchte essen, während die Reichen wie Hunde zu ihren Füßen liegen und die Brosamen ihres Tisches verschlingen werden.«

Diese Reden blieben nicht geheim. Sie wurden in der ganzen Vorstadt bekannt und die Herren begannen zu fürchten, daß Achmes die Sklaven zur Empörung aufreizen könnte. Sein Herr, der Schenkwirt, wurde darob sehr ärgerlich, ohne es sich jedoch merken zu lassen.

Als aber eines Tages ein dem Dienste der Hausgötter geweihtes silbernes Salzfaß aus der Schenke verschwunden war, wurde Achmes beschuldigt, es aus Haß gegen seinen Herrn und gegen die Götter des Reiches gestohlen zu haben. Die Anklage konnte nicht bewiesen werden, und Achmes beteuerte nach Kräften seine Unschuld. Er wurde trotzdem vor Gericht geschleppt und, da er für einen schlechten Diener galt, vom Richter zur Todesstrafe verurteilt.

›Deine Hände,« so sagte er zu ihm, »von denen du keinen guten Gebrauch zu machen gewußt hast, werden an den Pfahl genagelt werden.«

Achmes hörte das Urteil ruhig an, verneigte sich voll Ehrerbietung vor dem Richter und wurde ins Gefängnis geführt. Während der drei Tage, die er dort zubrachte, predigte er den Gefangenen unaufhörlich das Evangelium und man erzählte später, daß

die Verbrecher und sogar der Gefängniswärter, von seinen Worten tief ergriffen, den Glauben an Jesus den Gekreuzigten angenommen hätten.

Darauf führte man ihn an jenen Kreuzweg, den er vor weniger als zwei Jahren des nachts so freudig überschritten hatte, als er in seinem weißen Mantel die kleine Thaïs, die Tochter seiner Seele, sein geliebtes Herzblatt, zur Taufe trug. Als seine Hände am Kreuze festgenagelt wurden, stieß er keinen Klageruf aus, sondern seufzte danach nur oftmals: »Mich dürstet!«

Sein Todeskampf dauerte drei Tage und drei Nächte. Man hatte nicht geglaubt, daß ein menschlicher Körper eine so lange Qual aushalten könnte. Mehrmals hielt man ihn bereits für tot; die Fliegen zehrten bereits an seinen wächsernen Augenlidern; aber immer wieder öffnete er seine blutroten Augen. Am Morgen des vierten Tages sang er mit einer Stimme, die reiner war, als die eines Kindes:

»Sag' uns, Maria, was sahst du dort, woher du kommst?«

Dann lächelte er und sagte:

»Da sind sie, die Engel des Herrn! Sie bringen mir Wein und Früchte. Wie kühl ist ihr Flügelschlag!«

Und er hauchte seinen Geist aus.

Sein Gesicht behielt auch im Tode den Ausdruck seliger Begeisterung bei und die Soldaten, welche den Richtplatz bewachten, fühlten sich von Bewunderung ergriffen. Vivantius ging mit einigen Christen hin, um den Leichnam zu fordern und begrub ihn unter den Reliquien der Märtyrer in der Krypta Johannes des Täufers. Die Kirche aber bewahrte dem heiligen Theodor, dem Nubier, ein verehrungsvolles Andenken.

Drei Jahre später erließ Kaiser Konstantin nach seinem Siege über Maxentius ein Edikt, das den Christen vollen Frieden sicherte, und fortan wurden die Gläubigen nur noch von den Häretikern verfolgt.

Thaïs vollendete ihr elftes Jahr, als ihr Freund als Märtyrer starb. Sie empfand darüber eine unbesiegbare Traurigkeit und großes Entsetzen. Ihre Seele war nicht rein genug, um zu begreifen, daß der Sklave Achmes infolge seines Lebenswandels und seines Sterbens zu den Glücklichen zu rechnen sei. In ihrer kleinen Seele keimte der Gedanke, daß man in dieser Welt nur um den Preis der entsetzlichsten Qualen gut sein könne. Sie fürchtete sich deshalb davor, gut zu sein, denn ihr zarter Körper scheute vor dem Schmerz zurück.

Sie gab sich schon früh mit den Knaben ab, die sie am Hafen fand, und folgte den älteren Männern, die des Abends die Vorstädte durchstreiften. Mit dem Gelde, das sie ihr gaben, kaufte sie Kuchen und allerlei Tand, um sich zu schmücken.

Da sie jedoch nichts von ihrem Verdienste nach Hause brachte, wurde sie von ihrer Mutter mit Schlägen traktiert, und um diesen zu entrinnen, lief sie barfuß bis zu den Stadtwällen und verbarg sich mit den Eidechsen in den Mauerspalten. Dort sah sie voll Neid den Frauen nach, welche reichgekleidet und von zahlreichen Dienern umgeben in Sänften vorübergetragen wurden.

### **Zweites Kapitel.**

Als Thaïs eines Tages härter als gewöhnlich von ihrer Mutter geschlagen worden war und in trotziger Unbeweglichkeit vor der Haustüre kauerte, blieb eine alte Frau vor ihr stehen, betrachtete sie schweigend eine Zeitlang und rief dann aus:

»O die holde Blüte, o das schöne Kind! Glückliche der Vater, der dich gezeugt, und die Mutter, die dich geboren hat!«

Thaïs blieb stumm und senkte ihre Blicke zu Boden. Ihre Augenlider waren gerötet. Man sah, daß sie geweint hatte.

»Mein weißes Veilchen,« fuhr die Alte fort, »ist deine Mutter nicht glücklich, eine kleine Göttin, wie dich, genährt zu haben, und freut sich dein Vater nicht von ganzem Herzen bei deinem Anblick?«

Darauf antwortete das Kind, wie zu sich selbst sprechend:

»Mein Vater ist ein gefüllter Weinschlauch und meine Mutter ein hungriger Blutegel.«

Die Alte blickte nach rechts und links, ob man sie sehe. Dann sagte sie mit schmeichlerischer Stimme:

»Süße Hyazinthenblüte, herrliches Götterkind, komm mit mir und du wirst nur zu tanzen und zu lächeln brauchen, um fröhlich zu leben. Ich werde dich mit Honigkuchen nähren, und mein Sohn, mein eigener Sohn, wird dich wie seinen Augapfel lieben. Mein Sohn ist schön, er ist jung, und hat am Kinn nur einen leichten Bart. Seine Haut ist zart und er ist, wie man sagt, ein Milchschweinchen von Acharne.«

Thaïs antwortete:

»Ich will mit dir gehen.«

Und sie erhob sich und folgte der Alten zur Stadt hinaus.

Diese Frau hieß Mōroë. Sie führte junge Mädchen und junge Knaben, die sie im Tanzen unterrichtete und dann den Reichen zum Auftreten bei Gastmählern vermietete, von Land zu Lande.

Da sie voraussah, daß Thaïs bald zur schönsten der Frauen werden würde, brachte sie ihr mit Rutenhieben die Musik und das Versmaß bei und bearbeitete ihre göttlichen Beine mit Lederriemen, wenn sie sich beim Klange der Kithara nicht im Takte hoben und senkten.

Ihr Sohn, eine elende Mißgeburt ohne Alter noch Geschlecht, mißhandelte das Kind, in welchem er das ganze weibliche Geschlecht mit seinem Hasse verfolgte, soviel er konnte. Als Nebenbuhler der Tänzerinnen, deren Grazie er nacheiferte, lehrte er Thaïs die Kunst, in den Pantomimen durch den Gesichtsausdruck und Haltung und Bewegung des Körpers alle menschlichen Gefühle und besonders leidenschaftliche Liebe zu heucheln. Er gab ihr mit Abscheu die Ratschläge eines geschickten Lehrers. Aber aus Eifersucht auf seine Schülerin zerkratzte er ihr die Wangen, kniff sie in den Arm oder stach sie nach der Art boshafter Mädchen von hinten mit Stecknadeln, sobald er zu lebhaft empfand, daß sie für die Wollust der Männer geboren war. Dank seinem Unterricht wurde sie in kurzer Zeit eine vorzügliche Musikantin, Mimin und Tänzerin. Die Bosheit ihrer Lehrer überraschte sie nicht. Die unwürdige Behandlung erschien ihr als etwas ganz Natürliches. Sie empfand sogar eine gewisse Achtung für die Alte, weil sie musikkundig war und griechischen Wein trank. – In Antiochia, wo sie Aufenthalt genommen, fing Mōroë zuerst an, ihre Schülerin als Flötenspielerin und Tänzerin den reichen Kaufleuten der Stadt zu vermieten, wenn sie Feste gaben. Thaïs tanzte und gefiel. Die reichsten Bankiers führten sie nach der Tafel mit sich in die Gebüsche am Orontes und sie gab sich ihnen preis, ohne zu wissen, was Liebe sei. Als sie aber eines nachts vor den vornehmsten jungen Leuten der Stadt getanzt hatte, näherte sich ihr, im Glanze der Jugend und voll glühenden Verlangens, der Sohn des Prokonsuls und sprach zu ihr mit einer Stimme, die von Küssen feucht zu sein schien:

»O daß ich doch der Kranz wäre, der dein Haar schmückt, Thaïs, das Gewand, das deinen reizenden Körper einschließt, die Sandale, die deinen Fuß schützt! Ich will aber, daß du mich, wie eine Sandale, mit Füßen trestest. Ich will, daß meine Liebkosungen dein Gewand und dein Kranz seien. Komm, schönes Kind, komm in mein Haus und vergessen wir die Welt!«

Sie sah ihn an, während er sprach, und erkannte, daß er schön war. Plötzlich aber fühlte sie kalten Schweiß auf der Stirne, sie erbleichte und schwankte, eine Wolke lagerte sich auf ihre Augenlider. Er bat sie nach einmal, aber sie weigerte sich, ihm zu folgen. Umsonst warf er ihr glühende Blicke zu und sprach leidenschaftliche Worte; als er sie in die Arme nehmen und mit sich fortziehen wollte, stieß sie ihn hart zurück. Er verlegte sich hierauf aufs Flehen und ließ sie seine Tränen sehen. Aber von einer neuen, unbekanntem und unbesiegbaren Kraft besessen, leistete sie Widerstand.

»Welche Torheit!« sagten die Gäste. »Lollius ist vornehmen Geschlechts, schön und reich und nun verschmäht ihn eine Flötenspielerin!«

Lollius mußte allein nach Hause zurückkehren, während der Nacht aber wuchs seine Liebe bis zur Leidenschaft. Am frühen Morgen ging er bleich und mit roten Augen zum Hause der Flötenspielerin und bekränzte ihre Türe mit Blumen. Thaïs fuhr jedoch, von unbestimmter Angst erfaßt, fort, Lollius zu meiden, sah ihn aber unaufhörlich im Geiste. Sie litt und konnte sich ihr Leiden nicht erklären. Sie fragte sich, warum sie so verändert sei und woher ihre Melancholie komme. Sie wies auch alle übrigen Liebhaber zurück, da sie ihr Entsetzen einflößten. Sie wollte das Tageslicht nicht mehr sehen und blieb den ganzen Tag auf ihrem Bette liegen, vergrub das Antlitz in die Kissen und schluchzte. Lollius aber wußte sich Zugang zu ihr zu verschaffen und kam öfters, um das böse Kind anzuflehn und es dann zu verwünschen. Sie fürchtete ihn jedoch nach wie vor, wie eine Jungfrau, und sagte immer wieder:

»Ich will nicht, ich will nicht!«

Nach vierzehn Tagen endlich gab sie ihm nach und entdeckte, daß sie ihn liebte. Sie folgte ihm in sein Haus und verließ ihn nicht mehr. Es war ein köstliches Dasein. Sie blieben tagelang eingeschlossen, blickten sich in die Augen und sagten sich Worte, die man sonst nur den Kindern sagt. Des Abends ergingen sie sich an den einsamen Ufern des Orontes und verloren sich in den Lorbeerhainen. Manchmal standen sie mit der Sonne auf, um an den Abhängen des Berges Silpicus Hyazinthen zu pflücken. Sie tranken aus dem gleichen Becher, und wenn sie eine Traubenbeere an den Mund führte, nahm er sie ihr mit den Zähnen von ihren Lippen weg.

Aber Möroë kam zu Lollius und forderte Thaïs mit großem Geschrei zurück.

»Meine Tochter,« so rief sie, »meine Tochter entreißt man mir, meine duftende Blüte, mein Herzblatt! . . .«

Lollius gab ihr eine große Summe Geldes und schickte sie fort. Als sie aber wiederkam und noch einige Gold-Statere verlangte, ließ sie der junge Mann

einkerkern, und da die Richter mehrere Verbrechen entdeckten, die sie begangen hatte, wurde sie zum Tode verurteilt und den wilden Tieren vorgeworfen.

Thaïs liebte den Lollius mit der ganzen Glut der Einbildungskraft und erlebte alle Überraschungen der Unschuld. Sie sagte ihm in voller Aufrichtigkeit des Herzens: »Ich habe nie jemand anderem als dir angehört.«

Lollius antwortete ihr: »Du gleichst keiner anderen Frau.«

Dieser Zauber dauerte sechs Monate und wurde an einem einzigen Tage gebrochen. Thaïs fühlte sich plötzlich einsam und gleichgültig. Sie erkannte Lollius nicht wieder, sie dachte bei sich:

»Wer hat ihn mir in einem Augenblick so verändert? Woher kommt es, daß er jetzt allen andern Männern ähnlich sieht und nicht mehr sich selbst gleicht?«

Sie verließ Lollius daher mit dem geheimen Wunsche, ihn in einem andern zu suchen, da sie ihn in seiner eigenen Person nicht wiederfand. Sie dachte sich auch, es sei weniger traurig, mit jemand zu leben, den sie nicht liebe, als mit jemand, den sie nicht mehr liebe. Sie zeigte sich in der Gesellschaft reicher Müßiggänger an den heiligen Festen, wo man Chöre nackter Jungfrauen in den Tempeln tanzen und Scharen von Buhlerinnen den Orontes durchschwimmen sah. Sie nahm an allen diesen Vergnügen, welche die elegante und ungeheuerliche Stadt offen darbot, teil. Besonders fleißig besuchte sie die Theater, wo geschickte Mimen, die aus allen Ländern kamen, den reichen Beifall einer schaulustigen Menge einheimsten.

Sie beobachtete die Mimen genau, auch die Tänzer und Schauspieler und besonders die Frauen, welche in den Tragödien die in sterbliche Jünglinge verliebten Göttinnen und die von den Göttern geliebten Frauen darstellten. Als sie die geheimen Künste, mit denen diese Weiber die Menge bezauberten, in Erfahrung gebracht hatte, sagte sie sich, daß sie, da sie soviel schöner sei, auch um soviel besser spielen würde als jene. Sie ging daher zum Führer einer Mimentruppe und bat ihn, sie in dieselbe aufzunehmen. Dank ihrer Schönheit und den Lehren der alten Möröë wurde ihr Wunsch sofort erfüllt, und sie betrat in der Rolle der Cirke die Bühne.

Anfangs gefiel sie jedoch nicht besonders, weil sie noch keine Erfahrung hatte und auch, weil die Zuschauer nicht durch lange Lobsprüche zur Bewunderung angestachelt worden waren. Aber nach einigen Monaten bescheidener Versuche brach ihre Schönheit auf der Bühne dergestalt durch, daß die ganze Stadt in Bewegung geriet. Ganz Antiochia drängte sich ins Theater. Die kaiserlichen Beamten und die Ersten der Bürgerschaft begaben sich, von der Macht der öffentlichen Meinung getrieben,

ebenfalls dahin. Die Lastträger, die Straßenkehrer und die Hafendarbeiter sparten sich das Geld für das Theater am Munde ab. Die Dichter besangen Thaïs in Distichen, und bärtige Philosophen deklamierten in den Bädern und Turnhallen gegen sie. Wenn sie in ihrer Sänfte vorübergetragen wurde, so wandten die Priester der Christen das Gesicht ab. Die Schwelle ihres Hauses war mit Blumen bekränzt und oft von Blut gerötet. Sie erhielt von ihren Anbetern das Gold nicht mehr zugezählt, sondern in Scheffeln zugemessen, und alle Schätze, welche sparsame Greise angehäuft hatten, schwanden wie Flüsse zu ihren Füßen. Ihr Geist war ruhig und heiter. Sie freute sich in friedlichem Stolze der öffentlichen Gunst und der Güte der Götter, und, da sie von aller Welt geliebt wurde, liebte sie sich auch selbst.

Nachdem sie sich so mehrere Jahre der Bewunderung und der Liebe der Antiochier erfreut hatte, wandelte sie der Wunsch an, Alexandrien wiederzusehn und jener Stadt ihren Ruhm zu zeigen, wo sie als Kind in Elend und Schande, hungrig und mager, wie eine Heuschrecke, auf den staubigen Straßen gelungert hatte. Die goldene Stadt empfing sie mit Freuden und überschüttete sie mit neuen Reichtümern. So oft sie in den Spielen erschien, feierte sie einen Triumph. Zahllos zogen ihr Bewunderer und Liebhaber zu. Sie empfing sie gleichgültig, denn sie hatte endlich die Hoffnung aufgegeben, den wahren Lollius wiederzufinden.

### **Drittes Kapitel.**

In Alexandrien empfing Thaïs neben vielen andern auch den Philosophen Nikias, der ihrer begehrte, obschon er dem Grundsatz des wunschlosen Lebens huldigte. Trotz seines Reichtums war er sanft und verständig. Er bezauberte sie jedoch weder durch seinen Geist noch durch die Anmut seiner Gefühle. Sie liebte ihn nicht und ärgerte sich sogar gelegentlich über seine elegante Ironie. Er verletzte sie durch seinen beständigen Zweifel. Er glaubte eben an nichts, und sie glaubte an alles. Sie glaubte an die göttliche Vorsehung, an die Allmacht der bösen Geister, an das Los, an die Beschwörungen, an die ewige Gerechtigkeit. Sie glaubte an Jesum Christum und an die gute Göttin der Syrer; sie glaubte ferner, daß die Hündinnen bellen, wenn die finstere Hekate über einen Kreuzweg fährt, und daß eine Frau Liebe einflößt, wenn sie einen Liebestrank in einen von einem blutigen Lammfell umhüllten Becher gießt. Sie dürstete nach Unbekanntem; sie rief namenlose Wesen an und lebte in beständiger Erwartung. Sie fürchtete die Zukunft und wollte sie kennen lernen. Sie umgab sich mit Isispriestern, chaldäischen Magiern, Geheimmittelverkäufern und schwarzen Zauberern, die sie immer betrogen, deren sie jedoch nie müde wurde. Sie fürchtete sich vor dem Tode und sah ihn überall. Wenn sie sich der Wollust überließ, schien es

ihr plötzlich, als ob ein eisiger Finger ihre nackte Schulter berührte, und gänzlich erbleichend schrie sie in den sie umfassenden Armen vor Schrecken auf.

Nikias sagte zu ihr:

»Mag es nun unser Geschick sein, in weißem Haar und mit eingefallenen Wangen in die ewige Nacht hinabzusteigen, oder mag der Tag, der jetzt am weiten Himmel lacht, schon unser letzter sein, was ist daran gelegen, o meine Thaïs! Laß uns das Leben genießen! Wir werden viel gelebt haben, wenn wir viel empfunden haben werden. Es gibt keinen andern Verstand, als den der Sinne. Lieben heißt begreifen. Was wir nicht wissen, das ist nicht vorhanden. Warum sollen wir uns um ein Nichts quälen?«

Sie antwortete ihm zornig:

»Ich verachte die, welche, wie du, nichts hoffen und nichts fürchten. Ich will wissen! Ich will wissen!«

Um das Geheimnis des Lebens zu erfahren, fing sie an, die Bücher der Philosophen zu lesen, aber sie verstand sie nicht. Je weiter die Jahre ihrer Kindheit zurückwichen, um so lieber erinnerte sie sich an sie. Es machte ihr Vergnügen, des Abends die Plätze, Gassen und Gäßchen zu durchirren, wo sie im Elend aufgewachsen war. Sie bedauerte, ihre Eltern verloren zu haben, und vor allem, sie nicht haben lieben zu können. Wenn sie Christenpriestern begegnete, dachte sie an ihre Taufe und fühlte sich beunruhigt. Als sie eines Nachts, in einen langen Mantel gehüllt und ihr blondes Haar unter einer dunkeln Kappe versteckt, nach ihrer Gewohnheit die Vorstädte durchstreifte, fand sie sich plötzlich, ohne zu wissen, wie sie dorthin gekommen, vor der ärmlichen Kirche Johannes des Täufers. Sie hörte im Innern singen und sah ein helles Licht sich durch die Ritzen der Türe stehlen. Es war das nichts Wunderbares, denn seit zwanzig Jahren feierten die Christen unter dem hohen Schutze des Besiegers des Maxentius ihren Gottesdienst öffentlich. Aber diese Gesänge bedeuteten einen feurigen Aufruf an die Seelen. Als ob sie zu den Mysterien eingeladen sei, stieß die Schauspielerin die angelehnte Türe auf und betrat das Haus. Sie fand darin eine zahlreiche Versammlung von Frauen, Kindern und Greisen, welche vor einem an der Mauer liegenden Grabmale knieten. Dieses Grabmal war bloß ein steinerner Trog, an dem Trauben und Rebenblätter plump ausgehauen waren. Trotzdem hatte es große Ehren empfangen: es war mit grünen Palmen und Kränzen roter Rosen bedeckt. Ringsum durchbrachen zahllose Lichter das Dunkel, worin der Rauch des wohlriechenden arabischen Harzes aussah wie die wallenden Schleier von Engeln. Und längs den Mauern glaubte man Gestalten himmlischer Geister zu sehen. Weiß gekleidete Priester neigten sich zu Füßen des Sarkophags. Die Hymnen, welche sie mit dem Volke sangen, handelten von

den Wonnen des Leidens und vermischten in begeisterter Trauer soviel Freudigkeit mit soviel Schmerz, daß Thaïs beim Anhören die Wollust des Lebens und den Schrecken des Todes gleichzeitig in ihre erneuerten Sinne einströmen fühlte.

Nachdem der Gesang beendet war, erhoben sich die Gläubigen, um der Reihe nach das Grabmal zu küssen. Es waren einfache, an harte Arbeit gewöhnte Männer, wie man an ihren Händen sah. Sie traten schweren Schrittes, mit starrem Blicke, herabhängenden Lippen und mit unschuldiger Miene vor. Einer kniete nach dem andern vor dem Sarkophag hin und drückte seine Lippen darauf. Die Frauen nahmen die kleinen Kinder in die Arme und ließen sie ihre Wange sanft an den Stein anschmiegen.

Überrascht und ergriffen fragte Thaïs einen Tempeldiener, warum sie das täten.

»Weißt du nicht, Weib,« antwortete ihr der Tempeldiener, »daß wir heute den Gedenktag des heiligen Theodor des Nubiers begehen, der unter Kaiser Diocletian für den Glauben litt? Er lebte in Keuschheit und starb als Märtyrer. Darum tragen wir in weißen Gewändern rote Rosen auf sein berühmtes Grabmal.«

Als Thaïs diese Worte vernahm, fiel sie auf die Kniee und brach in Tränen aus. Die halb erloschene Erinnerung an Achmes lebte in ihrer Seele wieder auf. Auf diese dunkle, zugleich sanfte und schmerzliche Erinnerung warfen der Schein der Kerzen, der Duft der Rosen, die Weihrauchwolken, die Harmonie der Gesänge und die Frömmigkeit der Seelen den Abglanz des Ruhmes. Thaïs sagte sich in ihrer Ergriffenheit:

»Er war gut, und nun gilt er als groß und schön! Wie hat er sich über die andern Menschen emporgehoben? Was mag wohl jenes unbekannte Etwas sein, welches mehr wert ist als Reichtum und Sinnenlust?«

Sie erhob sich langsam, richtete ihre Veilchenaugen, in denen im Kerzenlicht Tränen schimmerten, auf das Grab des Heiligen, der sie geliebt hatte, und küßte endlich mit gesenktem Haupte, demütig und langsam, als die letzte den Stein des Sklaven mit ihren Lippen, welche soviel heiße Begier eingeflößt hatten.

Als sie nach Hause kam, fand sie Nikias vor, welcher sie mit gesalbtem Haare und in ungegürtetem Leibrock erwartete, indem er eine Abhandlung über Sittenlehre las. Er trat ihr mit offenen Armen entgegen.

»Böse Thaïs,« sagte er lächelnd, »weißt du, was ich, während du so lange ausbliebst, in dieser vom ernsthaftesten aller Stoiker diktierten Schriftrolle sah? Tugendhafte

Lehren und stolze Grundsätze? Nein! Auf dem strengen Papyrus sah ich tausend und aber tausend kleine Thaïs tanzen. Jede hatte die Höhe eines Fingers, und dennoch war ihre Anmut unendlich, und alle waren die einzige Thaïs. Einige schleppten Mäntel von Purpur und Gold, andere schwebten, wie eine weiße Wolke, unter durchsichtigen Schleiern in der Luft, wieder andere standen unbeweglich in göttlicher Nacktheit da, um die Sinne um so mehr zu entflammen, und drückten keinerlei Gedanken aus. Zwei von ihnen endlich hielten sich bei der Hand und glichen einander so sehr, daß es unmöglich war, eine von der anderen zu unterscheiden. Sie lächelten beide. Die eine sagte: ich bin die Liebe, die andere: ich bin der Tod.«

Indem er also sprach, preßte er Thaïs in seine Arme und knüpfte, da er ihren finstern, auf den Boden gehefteten Blick nicht sah, Gedanken an Gedanken, unbekümmert darum, daß sie verloren waren:

»Ja, als ich die Zeile unter den Augen hatte, wo geschrieben steht: ›Nichts soll dich davon abhalten, deine Seele zu bilden,‹ las ich: ›Die Küsse der Thaïs sind heißer als Feuer und süßer als Honig.‹ Siehst du, böses Kind, wie heute durch deine Schuld ein Philosoph die Bücher anderer Philosophen versteht? Wir alle freilich entdecken immer nur unsere eigenen Gedanken in den Gedanken anderer und lesen die Bücher ungefähr so, wie ich dieses hier gelesen habe . . .«

Sie hörte ihm nicht zu, denn ihr Geist war noch beim Grabmal des Nubiens. Da er sie seufzen hörte, sagte er, sie auf den Nacken küssend:

»Sei nicht traurig, mein Kind. Man ist nur dann glücklich auf der Welt, wenn man die Welt vergißt. Wir kennen die geheimen Mittel dafür. Komm, laß uns das Leben betrügen: es wird es uns schon vergelten. Komm, wir wollen uns lieben!«

Aber sie stieß ihn zurück.

»Uns lieben!« rief sie bitter aus. »Du, du hast noch nie jemanden geliebt! Und ich liebe dich nicht! Nein, ich liebe dich nicht! Ich hasse dich! Geh fort! Ich hasse dich! Ich verabscheue und verachte alle Glücklichen und alle Reichen. Geh fort! Geh fort! . . . Wahre Güte gibt es nur bei den Unglücklichen. Als ich ein Kind war, kannte ich einen schwarzen Sklaven, der am Kreuze gestorben ist. Er war gut, voll Liebe und besaß das Geheimnis des Lebens. Du wärest nicht würdig, ihm die Füße zu waschen. Geh fort! Ich will dich nicht mehr sehen.«

Sie warf sich, als er gegangen, der ganzen Länge nach auf den Teppich und brachte die Nacht in Tränen zu, indem sie den Entschluß faßte, von nun an, wie der heilige Theodor, in Armut und Einfachheit zu leben.

Aber schon am folgenden Tage stürzte sie sich wieder in die Vergnügungen, denen sie geweiht war. Da sie wußte, daß ihre noch unversehrte Schönheit nicht mehr lange dauern werde, beeilte sie sich, möglichst viel Freude und Ruhm aus ihr zu ziehen. Auf der Bühne, wo sie sich größere Mühe gab als je, rief sie die Phantasie der Bildhauer, Maler und Dichter wach. Gelehrte und Philosophen, welche in den Körperformen, Haltungen und Bewegungen und in dem Gange der Schauspielerin ein Abbild der die Welten lenkenden göttlichen Harmonie sahen, stellten eine so vollendete Anmut in die Reihe der Tugenden und sagten: »Auch Thaïs ist ein Geometer!« Die Unwissenden, die Armen, die Niedrigen, die Schüchternen, vor denen sie zu erscheinen geruhte, segneten sie dafür, wie für ein himmlisches Almosen. Aber dennoch blieb sie traurig inmitten der Lobsprüche und fürchtete sich mehr als je vor dem Tode. Nichts vermochte ihre Unruhe zu zerstreuen, nicht einmal ihr Haus und ihre Gärten, welche berühmt waren und über welche man in der Stadt Sprichwörter machte.

Sie hatte nämlich Bäume pflanzen lassen, die man mit großen Kosten aus Indien und Persien herbeigeschafft hatte. Ein heller Bach bewässerte sie, und halb zerfallene Säulengänge und wilde Felsblöcke, die ein geschickter Architekt künstlich hergestellt hatte, spiegeln sich in einem See, der von Standbildern umgeben war.

In der Mitte des Gartens erhob sich die Nymphengrotte, die ihren Namen drei großen weiblichen Figuren aus farbigem Wachs verdankte, die man gleich am Eingange sah. Diese Frauenfiguren entledigten sich ihrer Gewänder, um ein Bad zu nehmen. Sie sahen sich unruhig um, als ob sie fürchteten, gesehen zu werden, und schienen wie lebend. Das Licht drang in diese Höhle nur durch eine dünne Wasserfläche, welche es dämpfte und ihm die Farben des Regenbogens gab. An den Wänden hingen, wie in den heiligen Grotten, überall Kränze, Gewinde und Tafeln mit Weihinschriften, worin die Schönheit der Thaïs gefeiert wurde. Es fanden sich dort auch bunt bemalte tragische und komische Masken und Gemälde, welche Theaterszenen, groteske Figuren oder Wundertiere darstellten. In der Mitte stand auf einer Säule ein kleiner elfenbeinerner Eros von herrlicher alter Arbeit. Es war ein Geschenk des Nikias. Eine Ziege aus schwarzem Marmor war in einer Nische sichtbar. Ihre Augen aus Achat funkelten. Sechs Zicklein aus Alabaster drängten sich um ihr Euter. Sie aber hob ihre gespaltenen Hufe und ihren spitzen Kopf und schien Lust zu haben, auf die Felsen zu klettern. Der Boden war mit Teppichen aus Byzanz, mit Kissen, welche die gelben Menschen von Cathay gestickt hatten, und mit Fellen lybischer Löwen belegt. Goldene Weihrauchbecken glommen im stillen. Hie und da erhoben sich blühende Perseazweige aus großen Onyx-Vasen. Ganz im Hintergrund in purpurfarbigem Schatten glänzten goldene Nägel auf der Schale einer indischen Riesenschildkröte,

welche, umgewendet, der Schauspielerin als Ruhebett diente. Dort erwartete Thaïs täglich beim Murmeln der Gewässer, unter den Wohlgerüchen und den Blumen, lässig hingestreckt, die Stunde der Abendmahlzeit, indem sie mit ihren Freunden plauderte oder allein auf neue Theaterkünste sann oder an die Flucht der Jahre dachte.

#### Viertes Kapitel.

An dem Tage, da Paphnucius nach Alexandrien gekommen war, ruhte sich Thaïs wie gewöhnlich nach den Spielen in der Nymphengrotte aus. Sie suchte im Spiegel nach den ersten Zeichen des Verfalls ihrer Schönheit und dachte mit Schrecken, daß eine Zeit kommen werde, wo sie weiße Haare und Runzeln haben werde. Umsonst suchte sie sich zu beruhigen, indem sie sich sagte, daß es zur Auffrischung der Hautfarbe genüge, gewisse Kräuter unter dem Hersagen von Zaubersprüchen zu verbrennen. Eine unbarmherzige Stimme rief ihr zu: »Du wirst altern, Thaïs, du wirst altern!« Angstschweiß benetzte ihr die Stirne. Dann blickte sie noch einmal mit unendlicher Zärtlichkeit in den Spiegel und fand sich immer noch schön und liebenswert. Ihrem Bilde zulächelnd flüsterte sie: »Es gibt in Alexandrien kein Weib, das sich an Geschmeidigkeit der Hüften, Anmut der Bewegungen und Pracht der Arme mit mir messen könnte, und die Arme, o mein Spiegel, sind die wahren Liebesketten!«

Während sie so mit sich selbst sprach, erblickte sie plötzlich einen Unbekannten, der abgezehrt, mit glühenden Augen, schlecht gepflegtem Bart, aber in reichgesticktem Gewande vor ihr stand. Sie ließ den Spiegel fallen und stieß einen Schrei aus.

Paphnucius blieb unbeweglich stehen, und da er sah, wie groß ihre Schönheit in der Nähe war, sprach er innerlich folgendes Gebet:

»Mache, o Gott, daß das Gesicht dieses Weibes deinen Knecht erbaue, statt ihm ein Ärgernis zu bereiten!«

Dann zwang er sich zu reden und sprach: »Thaïs, ich bewohne ein fernes Land, und der Ruf deiner Schönheit hat mich bis zu dir geführt. Man erzählt, daß du die geschickteste Schauspielerin und die unwiderstehlichste der Frauen seist. Was man von deinen Reichtümern und deinen Liebschaften sagt, klingt märchenhaft und erinnert an die Rhodopis der alten Zeit, deren wunderbare Geschichte alle Nilschiffer auswendig wissen. Darum hat mich der heiße Wunsch erfaßt, dich kennen zu lernen, und ich sehe, daß die Wirklichkeit meine Erwartungen übertrifft. Du bist tausendmal geschickter und schöner, als man sagt. Nun, da ich dich sehe, sage ich mir: ›Es ist nicht möglich, ihr zu nahen, ohne wie ein Trunkener zu taumeln.««

Diese Worte waren unwahr; aber von heiligem Eifer erfüllt, sprach sie der Mönch mit wahrer Begeisterung aus. Thaïs betrachtete nunmehr ohne Mißfallen das merkwürdige Wesen, das ihr Furcht eingeflößt hatte. Paphnucius setzte sie durch sein rauhes Äußere und durch das düstere Feuer, das in seinen Augen loderte, in Erstaunen. Sie war neugierig, den Stand und die Lebensweise eines Mannes kennen zu lernen, der so verschieden war von allen ihren bisherigen Bekanntschaften. Sie antwortete daher mit sanftem Spott:

»Du scheinst leicht zur Bewunderung geneigt zu sein, o Fremdling. Nimm dich in acht, daß dich meine Blicke nicht bis auf die Knochen versengen! Hüte dich, mich zu lieben!«

Er antwortete:

»Ich liebe dich, o Thaïs, ich liebe dich mehr als mein Leben und mehr als mich selbst. Für dich habe ich meine geliebte Einsiedelei verlassen. Für dich haben meine dem Schweigen geweihten Lippen unreine Worte gesprochen. Für dich habe ich gesehen, was ich nicht hätte sehen, gehört, was ich nicht hätte hören sollen. Für dich hat sich meine Seele beunruhigt. Für dich hat sich mein Herz aufgetan und sind Gedanken daraus entsprossen, welche lebendigen Quellen gleichen, an denen die Tauben trinken. Für dich bin ich Tag und Nacht durch die von Larven und Vampyren bevölkerte Sandwüste gewandert. Für dich habe ich meinen nackten Fuß auf Vipern und Skorpionen gesetzt! Ja, ich liebe dich! Ich liebe dich nicht wie jene Männer, die, nur von Fleischeslust entbrannt, als reißende Wölfe oder wütende Stiere zu dir kommen. Ihnen bist du teuer, wie die Gazelle dem Löwen. Ihre blutdürstige Liebe verzehrt dich bis auf die Seele, o Weib! Ich dagegen liebe dich im Geist und in der Wahrheit, ich liebe dich in Gott und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Was ich für dich im Busen hege, das ist die wahre Begeisterung und göttliche Liebe. Ich verspreche dir etwas Besseres als blumengeschmückte Trunkenheit und die Träume einer kurzen Nacht. Ich verspreche dir heilige Liebesmahle und himmlische Hochzeitsfeste. Die Glückseligkeit, die ich dir bringe, wird nie enden; sie ist unerhört; sie ist unaussprechlich, sie ist derart, daß die Glücklichen dieser Welt, wenn sie bloß einen Schatten von ihr erblicken könnten, sofort vor Erstaunen stürben.«

Thaïs antwortete mit schalkhaftem Lächeln:

»Mein Freund, laß mich doch eine so seltene Liebe sehen. Beeile dich! Allzu lange Reden wären eine Beleidigung meiner Schönheit, laß uns keinen Augenblick verlieren! Ich brenne vor Ungeduld, die Glückseligkeit kennen zu lernen, die du mir ankündigst. Wenn ich jedoch die Wahrheit sagen soll, so fürchte ich, daß sie mir

immer unbekannt bleiben wird, und daß alles, was du mir versprichst, mit den Worten verschwinden wird. Es ist leichter, ein großes Glück zu versprechen, als es zu verleihen. Jeder besitzt sein besonderes Talent. Das deinige besteht wohl in der Beredsamkeit. Du sprichst von einer unbekanntem Liebe. Da man sich aber schon seit undenklicher Zeit liebt und küßt, so wäre es wunderbar, wenn es noch Geheimnisse in der Liebe gäbe. Über diesen Gegenstand wissen die Liebenden besser Bescheid als die Magier.«

»Thaïs, spotte nicht! Ich bringe dir eine unbekanntem Liebe.«

»Mein Freund, du kommst zu spät. Ich kenne alle Liebeskünste.«

»Die Liebe, die ich dir bringe, ist voll des Ruhmes, während die Liebeskünste, die du kennst, nur Schande bringen.«

Thaïs betrachtete ihn mit finsterem Blicke. Eine harte Falte durchfurchte ihre kleine Stirne:

»Du bist sehr kühn, Fremdling, daß du deine Wirtin beleidigst. Sieh mich an und sage, ob ich einem schmachbeladenen Geschöpfe gleiche! Nein! ich lebe nicht in der Schande und ebensowenig alle andern Frauen, die wie ich leben, mögen sie auch weniger schön und reich sein als ich. Ich habe auf allen meinen Pfaden Liebesglück ausgestreut, und darum bin ich gefeiert in der ganzen Welt. Ich besitze mehr Macht als die Herren der Erde. Ich habe sie zu meinen Füßen gesehen. Sieh meine kleinen Füße an: Tausende von Menschen würden mit ihrem Blute das Glück bezahlen, sie zu küssen. Ich bin freilich nicht sehr groß und nehme auf der Erde nicht viel Raum ein. Wer mich von der Höhe des Serapeums herab auf der Straße gehen sieht, für den gleiche ich einem Reiskorn; aber dieses Reiskorn hat unter den Menschen Trauer, Verzweiflung, Haß und Verbrechen verursacht, genug, um den ganzen Tartarus zu füllen. Bist du nicht wahnsinnig, mir von Schande zu reden, da alles um mich her meinen Ruhm singt?«

»Was Ruhm ist in der Menschen Augen, ist Schmach vor Gott. O Weib, wir sind in so verschiedenen Gegenden genährt worden, daß es nicht wunderbar ist, wenn wir weder die gleiche Sprache noch die gleichen Gedanken haben. Aber trotzdem ist der Himmel mein Zeuge, daß ich mich mit dir einigen will und daß es meine feste Absicht ist, dich nicht eher zu verlassen, als bis unsere Gefühle die gleichen geworden sind. Wer wird mir flammende Reden eingeben, damit du vor meinem Atem schmilzest wie Wachs, o Weib, und damit die Finger meiner Wünsche dich nach ihrem Belieben nmformen können? Welche Kraft wird dich mir überliefern, teuerste der Seelen, damit der Geist

der mich belebt, dich zum zweiten Male erschaffe und dir eine neue Schönheit verleihe, auf daß du unter Freudentränen ausrufst: ›Erst heute bin ich wirklich geboren worden!‹ Wer wird aus meinem Herzen eine Siloah-Quelle hervorbrechen lassen, in deren Bade du deine ursprüngliche Reinheit wiedererlangen kannst? Wer wird mich in einen Jordan verwandeln, dessen Wasser, über dich ausgegossen, dir das ewige Leben geben wird?«

Thaïs zürnte nicht mehr.

›Dieser Mann‹, so dachte sie bei sich, ›spricht von ewigem Leben und alles, was er sagt, scheint auf einem Talisman geschrieben zu stehn. Er ist ganz gewiß ein Magier und besitzt geheime Mittel gegen das Alter und gegen den Tod.‹

Sie beschloß daher, ihm gnädig zu sein. Zu diesem Zwecke zog sie sich, Furcht heuchelnd, in das Innere der Grotte zurück, setzte sich auf den Rand des Ruhebettes, zog ihr Obergewand kunstvoll über die Brust und wartete mit gesenkten Blicken unbeweglich und stumm. Ihre langen Wimpern warfen einen zarten Schatten auf ihre Wangen. Ihre ganze Haltung drückte Schamhaftigkeit aus. Ihre nackten Füße schaukelten langsam. Sie glich einem Kinde, das, am Rande eines Baches sitzend, träumt.

Aber Paphnucius blickte sie an, ohne sich zu rühren. Seine zitternden Kniee wollten ihn nicht mehr tragen, die Zunge war ihm plötzlich im Munde getrocknet und ein entsetzlicher Sturm wütete in seinem Hirne. Plötzlich trübte sich ihm der Blick, und er sah nur noch einen dichten Nebel vor sich. Er erkannte, daß sich die Hand Jesu auf seine Augen gelegt habe, um diese Frau vor ihm zu verbergen. Ermutigt durch einen solchen Beistand und neugestärkt, sagte er mit einem Ernst, welcher eines Ältesten der Wüste würdig gewesen wäre:

»Glaubst du denn, daß du, wenn du dich mir hingibst, vor Gott verborgen bleibst?«

Sie schüttelte den Kopf und sagte:

»Gott! Wer zwingt ihn denn, immer ein Auge auf die Nymphengrotte zu haben? Er kann sich ja abwenden, wenn wir ihm Anstoß erregen! Da er uns geschaffen hat, kann er übrigens weder betrübt noch überrascht sein, wenn er uns so sieht, wie er uns gemacht hat, und erkennt, daß wir gemäß der Natur handeln, die er uns gegeben hat. Man spricht viel zu viel in seinem Namen und schiebt ihm oft Gedanken unter, die er nie gehabt hat. Kennst du denn, o Fremdling, seinen wahren Willen so gut? Wer bist du, daß du in seinem Namen sprichst?«

Bei dieser Frage öffnete der Mönch sein geliehenes Prachtkleid, zeigte sein härenes Gewand und sagte:

»Ich bin Paphnucius, Abt von Antinoë, und komme aus der heiligen Wüste. Die Hand, die Abraham aus Chaldäa und Loth aus Sodom wegführte, hat mich von der Welt getrennt. Ich war für die Menschen nicht mehr am Leben. Aber dein Bild ist mir in meinem Jerusalem der Sandwüste erschienen, und ich habe erkannt, daß du voll Fäulnis bist und daß der Tod in dir wohnt. Und nun stehe ich vor dir, o Weib, wie vor einem Grabe und rufe dir zu: ›Thaïs, erhebe dich!«

Bei den Worten »Paphnucius«, »Abt«, »Sandwüste« war sie vor Entsetzen blaß geworden. Sie warf sich nun mit wirren Haaren und gefalteten Händen weinend und seufzend dem heiligen Manne zu Füßen und rief:

»Tue mir nichts zuleide! Warum bist du gekommen? Was willst du von mir? Tue mir nichts zu leide! Ich weiß, daß die Heiligen der Wüste die Frauen verabscheuen, die, wie ich, gemacht sind, um zu gefallen. Ich fürchte, du hassest mich und willst mir schaden. Oh, ich zweifle nicht an deiner Macht. Aber wisse, Paphnucius, daß du mich weder zu hassen noch zu verachten brauchst. Ich habe nie, wie so viele Männer, mit denen ich verkehre, deine freiwillige Armut verspottet. Rechne mir daher auch du meinen Reichtum nicht zum Verbrechen an. Ich bin schön und geschickt bei den Spielen. Ich habe meinen Beruf ebensowenig selbst gewählt wie meine Anlagen. Ich war einmal zu dem geschaffen, was ich tue. Ich bin dazu geboren, die Menschen zu bezaubern. Und du selbst sagtest noch eben, daß du mich liebest. Wende deine Wissenschaft nicht gegen mich an! Sprich keine Zauberformeln aus, welche meine Schönheit zerstören oder mich in eine Salzsäule verwandeln würden! Mach mir nicht mehr bange! ich bin vorhin schon nur zu sehr erschrocken. Laß mich nicht sterben! Ich fürchte den Tod so sehr.«

Er gab ihr ein Zeichen, daß sie sich erheben solle, und sagte:

»Beruhige dich, Kind! Ich werde nicht Schande und Verachtung auf dich häufen. Ich komme im Namen dessen, der sich auf den Rand des Brunnens setzte, um aus dem Krüge zu trinken, den ihm die Samariterin bot, und der, als er im Hause Simons aß, die Salben der Maria von Magdala empfing. Ich habe oft die reiche Gnade, die Gott über mich ausgegossen, schlecht angewendet. Nicht der Zorn, sondern das Mitleid hat mich gleichsam bei der Hand genommen, um mich hierher zu führen. Ich habe dich, ohne zu lügen, mit Worten der Liebe anreden dürfen, denn mein Herz führt mich zu dir. Ich brenne vor barmherziger Liebe, und wenn deine Augen, die an das rohe Schauspiel des Irdischen gewöhnt sind, das wahre, verborgene Wesen der Dinge erblicken könnten,

würde ich dir wie ein Zweig jenes brennenden Busches erscheinen, welchen der Herr einst auf dem Berge dem Moses gezeigt hat, um ihm die wahre Liebe zu erklären, die uns entflammt, ohne uns zu versengen, und die, statt Kohlen und leere Asche zurückzulassen, alles, was sie durchdringt, auf Ewigkeit mit Wohlgerüchen und Balsam erfüllt.«

»Mönch, ich glaube dir und fürchte mich nicht mehr vor deinen Zauberkünsten. Ich habe oft von den Einsiedlern der Thebaïs reden hören. Was man mir vom Leben des Antonius und des Paulus erzählt hat, ist wunderbar. Dein Name war mir nicht unbekannt. Man hat mir gesagt, daß du schon in jungen Jahren den ältesten Büßern an Tugend gleichest. Sobald ich dich erblickte, habe ich, ohne zu wissen, wer du seist, gefühlt, daß du kein gewöhnlicher Mensch bist. Sage mir, kannst du das für mich tun, was weder die Isispriester, noch die des Hermes, noch die der Juno Cälestis, noch die Wahrsager Chaldäas, noch die babylonischen Magier vermocht haben? Mönch, kannst du, da du mich liebst, verhindern, daß ich sterben muß?«

»O Weib, der wird leben, der da leben will. Fliehe die schimpflichen Lüste, worin du für immer sterben würdest! Entreiß den bösen Geistern, die ihn furchtbar brennen würden, diesen Leib, den Gott mit seinem Speichel geknetet und mit seinem Odem belebt hat. Erschöpft vor Müdigkeit, komm und erquicke dich an den gesegneten Quellen der Einsamkeit! Komm und trinke an den in der Wüste verborgenen Quellen, die bis zum Himmel aufspringen! Geängstigte Seele, komm und besitze endlich, was du ersehnt! Freudedurstiges Herz, komm und genieße die wahren Freuden: die Armut, den Verzicht, das Selbstvergessen, das volle Aufgehen des ganzen Wesens im Schoße Gottes. Heute noch Feindin Christi und morgen seine Braut, komme zu ihm! Komm, die du suchtest, und du wirst sagen: »Ich habe die Liebe gefunden!«

Aber Thaïs schien an andere Dinge zu denken.

»Mönch,« fragte sie, »wenn ich auf meine Freuden verzichte und Buße tue, werde ich dann wirklich im Himmel mit unversehrtem Körper und in meiner ganzen Schönheit auferstehen?«

»Thaïs, ich bringe dir das ewige Leben. Glaube mir, denn es ist Wahrheit, was ich verkünde.«

»Und wer bürgt mir dafür, daß es Wahrheit sei?«

»David und die Propheten, die Schrift und die Wunder, deren Zeuge du sein wirst.«

»Mönch, ich möchte dir glauben, denn ich gestehe dir, daß ich das Glück in dieser Welt nicht gefunden habe. Mein Los war schöner als das einer Königin, und doch hat mir das Leben viel Leid und viel Bitternis gebracht, und heute bin ich seiner unendlich müde. Alle Frauen beneiden mein Geschick, ich aber beneide manchmal dasjenige der zahnlosen Alten, die, als ich noch klein war, unter einem der Stadttore Honigkuchen feilhielt. Ich habe schon oft gedacht, daß die Armen allein gut, glücklich und gesegnet seien und daß es eine große Seligkeit sein müsse, in Niedrigkeit und Demut zu leben. Mönch, du hast die Tiefen meiner Seele erregt, und was auf ihrem Grunde schlummerte, ist an die Oberfläche gestiegen. Wem soll man glauben? Was wird aus uns? Was ist das Leben?«

Während sie also sprach, änderte sich das Aussehen des Paphnucius. Himmelslust überstrahlte sein Gesicht.

»Höre mich an,« sagte er, »ich bin nicht allein in deine Wohnung getreten. Ein anderer begleitete mich, ein anderer, der hier zu meiner Seite steht. Ihn kannst du nicht sehen, weil deine Augen noch nicht würdig sind, ihn zu betrachten, aber bald wirst du ihn in seinem wonnigen Glanze erblicken und ausrufen: ›Er allein ist liebenswert!‹ Hätte er nicht vorhin seine sanfte Hand auf meine Augen gelegt, o Thaïs, so wäre ich vielleicht mit dir in Sünde verfallen, denn allein bin ich schwach und unsicher. Er aber hat uns beide gerettet. Er ist ebenso gut als mächtig, und sein Name ist Heiland. Er wurde der Welt durch David und die Sibylle verheißen, er wurde in der Wiege von den Hirten und den Königen aus dem Morgenland angebetet, von den Pharisäern gekreuzigt, von den heiligen Frauen begraben, durch die Apostel der Welt offenbart, durch die Märtyrer bezeugt. Und heute, da er erfahren hat, daß du dich vor dem Tode fürchtest, o Weib, kommt er in dein Haus, um dir den Tod zu ersparen! Nicht wahr, mein Jesus, du erscheinst mir zu dieser Stunde, wie du den Männern aus Galiläa in jenen wunderbaren Tagen erschienest, da die Sterne, die mit dir vom Himmel kamen, der Erde so nahe waren, daß die unschuldigen Kindlein sie mit den Händen fassen konnten, wenn sie auf den Zinnen Bethlehems in den Armen ihrer Mütter spielten? Nicht wahr, mein Jesus, wir sind in deiner Gesellschaft, und du zeigst uns die Wirklichkeit deines kostbaren Körpers? Ist's nicht wahr, daß wir dein Gesicht sehen und daß die Träne, die über deine Wange fließt, eine wahre Träne ist? Gewiß, der Engel der ewigen Gerechtigkeit wird sie auffangen, und sie wird das Lösegeld für Thaïs' Seele sein. Nicht wahr, du bist da, mein Jesus? Mein Jesus, deine Lippen öffnen sich. Du willst sprechen. Sprich! ich höre. Und du, Thaïs, glückliche Thaïs! höre, was der Heiland selbst dir sagen will. Er spricht aus mir, nicht ich selbst. Er sagt: ›Ich habe dich lange gesucht, o mein verirrtes Lamm! Endlich finde ich dich! Fliehe nicht! Laß

dich in meine Arme nehmen, und ich werde dich auf meinen Schultern bis zum himmlischen Stalle tragen. Komm, meine Thaïs, komm, meine Auserwählte, komm, weine mit mir!««

Mit verzückten Blicken fiel Paphnucius auf die Kniee, und nun sah auch Thaïs auf dem Gesichte des frommen Mannes den Abglanz des lebendigen Jesus.

»O entschwundene Tage meiner Kindheit!« rief sie schluchzend aus. »O mein lieber Vater Achmes! guter, heiliger Theodor, warum bin ich nicht in deinem weißen Mantel gestorben, als du mich im ersten Tageslicht noch feucht vom Wasser der Taufe nach Hause trugest!«

Paphnucius eilte auf sie zu, indem er ausrief:

»Du bist getauft! . . . O Himmelsweisheit! O Vorsehung! O gütiger Gott! Nun erkenne ich die Macht, die mich zu dir zog. Nun weiß ich, was dich in meinen Augen so schön und so teuer erscheinen ließ. Die Kraft des Taufwassers zwang mich, den Schatten Gottes, worin ich lebte, zu verlassen, um dich in der vergifteten Luft der Erdenwelt aufzusuchen. Ein Tropfen jenes Wassers, welches deinen Körper reinigte, ist ohne Zweifel auf meine Stirne gefallen. Komm, meine Schwester, und empfang von deinem Bruder den Friedenskuß!«

Und der Mönch berührte mit den Lippen die Stirne der Buhlerin.

Dann schwieg er, um Gott reden zu lassen, und man hörte in der Nymphengrotte nur noch das Schluchzen der Thaïs und den Gesang der rauschenden Gewässer.

Sie weinte, ohne ihre Tränen zu trocknen, als zwei Negersklavinnen eintraten, welche mit Gewändern, Kränzen und Salben beladen waren.

Das brachte Thaïs auf andere Gedanken.

»Es war sehr unbedacht, zu weinen,« sagte sie, indem sie zu lächeln versuchte. »Die Tränen röten die Augen und zerstören die Hautfarbe. Ich werde heute abend bei einem meiner Freunde speisen, und ich will schön sein, denn es werden dort Frauen zugegen sein, die jede Erschlaffung meiner Züge erspähen. Diese Sklavinnen kommen mich anzukleiden. Ziehe dich zurück, mein Vater, und laß sie gewähren! Sie sind geschickt und wohlerfahren; ich habe sie auch teuer genug bezahlt. Sieh dir diese an, welche schwere Goldringe trägt und so weiße Zähne zeigt! Ich habe sie der Frau des Prokonsuls abgelistet.«

Paphnucius hatte zuerst die Absicht, sich mit aller Macht dem Besuch dieses Gastmahls zu widersetzen. Da er aber entschlossen war, mit Klugheit vorzugehen, fragte er, welche Leute Thaïs dort antreffen werde.

Sie antwortete, daß sie außer dem Gastgeber, dem alten Flottenpräfekten Cotta, Nikias und verschiedene andere streitlustige Philosophen, den Dichter Kallikrates, den Oberpriester des Serapis, einige reiche junge Leute, die sich vornehmlich mit Pferdedressur beschäftigen, und endlich einige Frauen antreffen werde, von denen man nichts sagen könne und die bloß den Vorteil der Jugend besäßen. Einer plötzlichen, übernatürlichen Eingebung gehorchend rief der Mönch aus:

»Geh hin zu ihnen, Thaïs! Gehe! Aber ich verlasse dich nicht. Ich werde mit dir zu diesem Gastmahle gehen und schweigend an deiner Seite bleiben.«

Sie brach in Gelächter aus. Und während die Sklavinnen sich um sie bemühten, rief sie:

»Was werden sie sagen, wenn sie sehen, daß ich einen Mönch der Thebaïs zum Geliebten habe?«

### **Fünftes Kapitel.**

Das Gastmahl.

Als Thaïs, von Paphnucius gefolgt, den Saal des Gastmahls betrat, lagen die meisten Gäste schon, auf ihre Ellbogen gestützt, auf den Ruhebetten, welche den mit glänzendem Geschirr bedeckten hufeisenförmigen Tisch umgaben. Inmitten der Tafel erhob sich ein silbernes Becken, auf dessen Rand vier silberne Satyre standen, welche aus Schläuchen eine Brühe herabgossen, worin gekochte Fische in dem Becken schwammen. Bei der Ankunft der Thaïs rief man von allen Seiten:

»Gegrüßt sei die Schwester der Grazien!«

»Gegrüßt sei die schweigsame Melpomene, deren Blicke alles auszudrücken wissen!«

»Gegrüßt sei die Geliebte der Götter und der Menschen!«

»Auf das Wohl der Allersehnten!«

»Auf das Wohl deren, die Wunden schlägt und Wunden heilt!«

»Es lebe die Perle der Rakotis!«

»Es lebe die Rose von Alexandrien!«

Sie wartete ruhig ab, bis sich der Sturm legte, und sagte dann zu Cotta, dem Gastgeber:

»Lucius, ich führe dir einen Mönch der Wüste, den Abt Paphnucius von Antinoë, zu. Er ist ein großer Heiliger, dessen Reden wie Feuer brennen.«

Der Flottenpräfekt Lucius Aurelius Cotta erhob sich und antwortete:

»Sei willkommen, Paphnucius, der du den Christenglauben bekennst! Ich selbst habe eine gewisse Achtung für diesen nunmehr kaiserlichen Kultus. Der göttliche Konstantin hat deine Glaubensgenossen in die erste Reihe der Freunde seines Reichs gesetzt. Die lateinische Weisheit konnte auch kaum umhin, deinen Christus in unser Pantheon aufzunehmen. Es ist ein Grundsatz unserer Vorfahren, daß an jeder Gottheit etwas Göttliches ist. Doch lassen wir das! Wir wollen trinken und fröhlich sein, so lang es noch Zeit ist.«

Der alte Cotta sprach so mit heiterer Gelassenheit. Er hatte soeben ein neues Modell einer Galeere studiert und das sechste Buch seiner Geschichte Karthagos vollendet. Im Bewußtsein, seinen Tag nicht verloren zu haben, war er mit sich selbst und den Göttern zufrieden.

»Paphnucius,« fuhr er fort, »du siehst hier mehrere liebenswerte Männer, Hermodorus, den Oberpriester des Serapis, die Philosophen Dorion, Nikias und Zenothemis, den Dichter Kallikrates, die Jünglinge Chäreas und Aristobulus, die Söhne eines teuren Jugendfreundes, und neben ihnen Philinna und Drose, deren Schönheit das höchste Lob verdient.«

Nikias stand auf, umarmte Paphnucius und flüsterte ihm ins Ohr:

»Ich habe dir warnend ausdrücklich gesagt, Bruder, daß Venus mächtig sei. Ihre sanfte Gewalt hat dich gegen deinen Willen hierher geführt. Du bist zwar voll Frömmigkeit, aber wenn du nicht anerkennst, daß sie die Mutter aller Götter ist, so ist dein Verderben sicher. Wisse, daß der alte Mathematiker Melanthus zu sagen pflegt: ›Ohne Hilfe der Venus könnte ich nicht die Eigenschaften eines Dreiecks nachweisen.««

Dorion, welcher seit einigen Augenblicken den Ankömmling betrachtete, klatschte plötzlich in die Hände und rief voll Bewunderung:

»Er ist es, Freunde! Sein Blick, sein Bart, sein Gewand, alles stimmt! Ich traf ihn im Theater, als unsere Thaïs ihre kunstfertigen Arme zeigte. Er war lebhaft erregt, und ich

kann bezeugen, daß er mit Leidenschaft redete. Er ist ein ehrlicher Mann, er wird uns allen den Kopf waschen. Seine Beredsamkeit ist furchtbar. Wenn Marcus der Plato der Christen ist, so ist Paphnucius ihr Demosthenes. Epikur hat in seinem Garten nie etwas Ähnliches gehört.«

Philinna und Drose verschlangen unterdessen Thaïs mit den Augen. Sie trug in ihren blonden Haaren einen Kranz blasser Veilchen, worin jede Blüte in abgeschwächter Schattierung die Farbe ihrer Augen wiedergab, so daß die Blüten wie halb erloschene Blicke und die Augen wie leuchtende Blüten aussahen. Es war eine besondere Gabe dieser Frau, daß alles an ihr lebte, daß alles Seele und Harmonie war. Ihr malvenfarbiges Kleid mit Silberstreifen war in seinen langen Falten von einer beinahe düsteren Grazie, welche weder durch Halsbänder noch durch Armspangen erhellt wurde. Ihre nackten Arme waren das einzige Helle an ihrer Erscheinung. Die beiden Freundinnen bewunderten unwillkürlich das Gewand und den Kopfsputz der Thaïs, sagten ihr aber nichts davon.

»Wie schön du bist,« rief Philinna aus. »Du konntest unmöglich schöner sein zur Zeit, da du nach Alexandrien kamst. Und doch sagte mir meine Mutter, die sich erinnerte, dich damals gesehen zu haben, daß wenig Frauen würdig waren, sich mit dir zu vergleichen.«

»Wer ist denn,« so fragte Drose, »der neue Liebhaber, den du uns mitbringst? Er sieht sonderbar und wild aus. Wenn es Elefantenhirten gäbe, so müßten sie ihm gleichen. Wo hast du einen so rauhen Freund gefunden, Thaïs? Vielleicht bei den Troglodyten, die unter der Erde leben und vom Ruße des Hades geschwärzt sind?«

Aber Philinna legte einen Finger auf Droses Mund und sagte:

»Schweig, die Geheimnisse der Liebe müssen verborgen bleiben! Es ist verboten, sie zu erforschen. Ich würde es sicher vorziehen, mich von dem Munde des rauchenden Ätna als von den Lippen dieses Mannes küssen zu lassen. Aber unsere liebe Thaïs, die schön und anbetungswürdig ist wie die Göttinnen, muß alle Gebete erhören und nicht bloß, wie wir, die der liebenswerten Männer.«

»Nehmt euch beide in acht!« antwortete Thaïs. »Er ist ein Zauberer, ein Magier. Er hört die geflüsterten Worte und sogar die Gedanken. Er wird euch im Schlafe das Herz aufreißen und es durch einen Schwamm ersetzen, so daß ihr morgen, wenn ihr Wasser trinkt, an Erstickung sterbet!«

Sie sah sie erbleichen, kehrte ihnen den Rücken und setzte sich neben Paphnucius auf eines der Ruhebetten. Cottas wohlwollend befehlerische Stimme übertönte plötzlich das Gemurmel der Einzelgespräche:

»Nehmt eure Plätze ein, Freunde! Schenkt den Honigwein ein, Sklaven!«

Dann erhob er seinen Becher und sprach:

»Laß uns zuerst auf das Wohl des göttlichen Constantius und auf den Genius des Reiches trinken! Das Vaterland ist über alles, sogar über die Götter zu stellen, da es auch sie alle mit einbeschließt.«

Alle Gäste führten den vollen Becher zum Munde. Paphnucius allem trank nicht, weil Constantius das Glaubensbekenntnis von Nicäa bekämpfte und weil des Christen Vaterland nicht von dieser Welt ist.

Dorion murmelte, nachdem er getrunken:

»Was ist das Vaterland? Ein rinnender Fluß. Seine Ufer sind unbestimmt, und seine Wellen erneuern sich fortwährend.«

»Ich weiß, Dorion,« antwortete der Flottenpräfekt, »daß du auf Bürgertugenden wenig gibst und daß nach deiner Meinung der Weise den Staatsangelegenheiten fernbleiben soll. Ich glaube im Gegenteil, daß ein ehrlicher Mann nichts so sehr wünschen sollte, als hohe

Staatsämter zu bekleiden. Der Staat ist etwas Schönes!«

Hermodorus, der Oberpriester des Serapis, ergriff hierauf das Wort und sagte:

»Dorion fragte soeben: ›Was ist das Vaterland?‹ Ich möchte antworten: Die Altäre der Götter und die Gräber der Ahnen sind es, welche das Vaterland ausmachen. Man ist Mitbürger durch die Gemeinschaft der Erinnerungen und der Hoffnungen.«

Der junge Aristobulus unterbrach den Oberpriester:

»Beim Castor, ich habe heute ein schönes Pferd gesehen. Es gehört dem Demophon. Es hat einen feinen Kopf, wenig Ganasse und starke Vorderbeine. Den Hals trägt es hoch und stolz, wie ein Hahn.«

Der junge Chäreas wandte kopfschüttelnd ein:

»Das Pferd ist nicht so gut, wie du sagst, Aristobulus. Es hat schwache Hufe, und die Fesseln neigen sich zur Erde. Das Tier wird bald lahm sein.«

Sie setzten ihren Streit fort, als Drose plötzlich laut aufschrie:

»Au! Beinahe hätte ich eine Gräte verschluckt, die länger und schärfer ist als ein Dolch. Glücklicherweise habe ich sie rechtzeitig aus meinem Schlunde ziehn können. Die Götter lieben mich!«

»Du sagst, teure Drose, daß dich die Götter lieben?« fragte Nikias lächelnd. »Das würde bedeuten, daß sie die Schwächen der Menschen teilen. Die Liebe setzt bei dem, der sie empfindet, das Gefühl eines heimlichen Elends voraus. Durch sie verrät sich die Schwäche der Wesen. Die Liebe, welche die Götter für Drose empfinden, ist ein starker Beweis ihrer Unvollkommenheit.«

Diese Worte versetzten Drose in große Wut.

»Nikias,« rief sie aus. »was du da sagst, ist Unsinn und hat weder Hand noch Fuß. Es ist übrigens immer deine Art, nicht zu verstehen, was man sagt, und ungereimtes Zeug zu antworten.«

Nikias lächelte wieder, indem er erwiderte:

»Sprich, sprich, teure Drose! Was du auch sagen magst, man muß dir immer Dank wissen, wenn du den Mund öffnest. Deine Zähne sind so schön!«

In diesem Augenblick trat ein ernster, nachlässig gekleideter Greis langsamen Schrittes und erhobenen Hauptes in den Saal und ließ seinen Blick ruhig über die Gäste schweifen. Cotta lud ihn mit einer Handbewegung ein, an seiner Seite auf seinem eigenen Ruhebett Platz zu nehmen.

»Eukritus,« sagte er zu ihm, »sei mir willkommen! Hast du diesen Monat eine neue Abhandlung über die Philosophie geschrieben? Es wäre, wenn ich richtig zähle, die zweiundzwanzigste, die dem Nilschilfrohr entflossen ist, das du mit der Hand eines Attikers führst.«

Eukritus antwortete, indem er seinen Silberbart strich:

»Die Nachtigall ist zum Singen geschaffen, und ich bin dazu gemacht, die unsterblichen Götter zu preisen.«

*Dorion.* Laßt uns mit Ehrfurcht in Eukritus den letzten der Stoiker begrüßen! Silberweiß und ernst erhebt er sich unter uns, wie ein Bild der Vorfahren! Er steht einsam in der Menge der Menschen und spricht Worte, auf die niemand hört.

*Eukritus.* Du irrst, Dorion. Die Philosophie der Tugend ist in dieser Welt nicht ausgestorben. Ich habe zahlreiche Schüler in Alexandrien, Rom und Konstantinopel. Sogar unter den Sklaven und Günstlingen der Cäsaren gibt es mehrere, die noch verstehen, sich selbst zu beherrschen, frei zu leben und in der Loslösung von den Dingen dieser Welt ein unbegrenztes Glück zu genießen. Mehrere lassen in sich Epiktet und Mark Aurel wiederaufleben. Aber, wenn es auch wahr wäre, daß die Tugend auf immer erloschen sei auf Erden, wie könnte ihr Verlust mein Glück beeinträchtigen, da ihre Fortdauer oder ihr Verschwinden nicht von mir abhängt? Nur die Toren, o Dorion, gründen ihre Glückseligkeit außerhalb ihres Machtbereichs. Ich verlange nichts, was die Götter nicht wollen, und wünsche alles, was sie wollen. Dadurch stelle ich mich ihnen gleich und teile ihre unfehlbare Zufriedenheit. Wenn die Tugend verschwindet, stimme ich ihrem Verschwinden zu, und diese Zustimmung erfüllt mich mit Freude wie die äußerste Anstrengung meiner Vernunft oder meines Mutes. In allen Dingen wird meine Weisheit die göttliche Weisheit nachahmen, und diese Nachahmung wird wertvoller sein als das Vorbild, denn sie wird mehr Sorgfalt und größere Arbeit erfordert haben.

*Nikias.* Ich verstehe. Du verbindest dich mit der himmlischen Vorsehung. Aber, wenn die Tugend allein in der Anstrengung besteht, Eukritus, und in jener Anspannung, wodurch sich die Schüler Zenos den Göttern gleich zu machen behaupten, so vollbringt der Frosch, der sich aufbläht, um ebenso groß zu werden wie der Ochse, das Meisterwerk des Stoizismus.

*Eukritus.* Nikias, du spottest, wie gewöhnlich, und verstehst es meisterlich, dich lustig zu machen. Wenn jedoch der Ochse, von dem du sprichst, wirklich ein Gott ist, wie der Stier Apis und wie jener unterirdische Stier, dessen Oberpriester ich hier sehe, und wenn der Frosch in weisem Streben dahin gelangt, ihm gleichzukommen, wird er dann nicht in der Tat tugendhafter sein als der Ochse, und könntest du einem so edlen Tierchen deine Bewunderung versagen?

Während er so sprach, setzten vier Diener ein noch mit feinen Borsten bedecktes Wildschwein auf die Tafel. Ferkel aus gebackenem Brodteig umgaben das Tier und deuteten an, daß es eine Sau war.

Zenothemis wandte sich zum Mönch und sagte:

»Ihr Freunde, ein Gast hat sich uns freiwillig angeschlossen. Der berühmte Paphnucius, der in der Einsamkeit ein wunderbares Leben führt, ist unser unerwarteter Gast.

*Cotta.* Setze hinzu, Zenothemis, daß ihm der erste Platz gebührt, weil er gekommen ist, ohne geladen zu sein.

*Zenothemis.* Darum wollen wir ihn auch, mein lieber Lucius, mit besonderer Freundschaft aufnehmen und darauf sinnen, was ihm am angenehmsten sein könnte. Da nun sicherlich ein solcher Mann für den Bratenduft weniger empfänglich ist als für den Wohlgeruch schöner Gedanken, so würden wir ihm ohne Zweifel Vergnügen bereiten, wenn wir die Unterhaltung auf die Lehre lenkten, die er bekennt, und welche die des gekreuzigten Jesus ist. Ich bin für mein Teil um so mehr bereit dazu, als mich diese Lehre durch die Zahl und die Mannigfaltigkeit der Allegorien, die sie enthält, lebhaft anzieht. Wenn man unter dem Buchstaben den Geist errät, so ist sie voll von Wahrheiten, und ich bin der Meinung, daß die Bücher der Christen von göttlichen Offenbarungen überfließen. Hingegen kann ich, o Paphnucius, den Büchern der Juden nicht den gleichen Preis zuerkennen. Sie sind nicht, wie man gesagt hat, vom Geiste Gottes eingegeben worden, sondern von einem bösen Geiste. Jahve, der sie diktiert hat, war einer der Geister, welche die Luftschicht bewohnen und die meisten Übel erzeugen, an denen wir leiden; er übertraf sie jedoch alle an Unwissenheit und Grausamkeit. Die goldflügelige Schlange dagegen, welche sich in himmelblauer Farbe um den Baum der Erkenntnis wand, war aus Licht und Liebe gebildet. Der Kampf war denn auch unvermeidlich zwischen diesen beiden Gewalten, der lichtglänzenden und der nachtdunkeln. Schon in den ersten Tagen der Welt brach er aus. Gott hatte sich kaum in seine Ruhe zurückbegeben, Adam und Eva, der erste Mann und die erste Frau, lebten in glücklicher Nacktheit im Garten von Eden, als Jahve zu ihrem Unheil den Plan faßte, sie selbst und alle künftigen Geschlechter, welche Eva bereits in ihren herrlichen Lenden trug, zu beherrschen. Da er weder den Zirkel noch die Leier besaß, da er weder die Wissenschaft kannte, die befiehlt, noch die Kunst, die überredet, so erschreckte er die beiden armen Kinder durch unförmliche Erscheinungen, launenhafte Drohungen und Donnerschläge. Da Adam und Eva seinen Schatten über sich fühlten, schmiegteten sie sich aneinander, und ihre Liebe wurde durch die Furcht verdoppelt. Die Schlange aber empfand Mitleid mit ihnen und beschloß, sie zu belehren, damit sie im Besitze der Erkenntnis nicht mehr durch Lügen getäuscht würden. Dieses Unternehmen erforderte jedoch eine seltene Klugheit, und die Schwäche des ersten Menschenpaares machte es beinahe aussichtslos. Der wohlwollende Dämon versuchte es dennoch. Ohne Vorwissen Jahves, der alles zu sehen vorgab, dessen Blick aber in Wahrheit wenig durchdringend war, nahte sich die Schlange den beiden Geschöpfen und entzückte ihre Augen durch den Glanz ihres Panzers und das Funkeln ihrer Flügel. Dann beschäftigte sie ihren Geist, indem sie vor ihnen mit ihrem Körper regelmäßige Figuren, wie den Kreis, die Ellipse und die Spirale, bildete, deren wunderbare

Eigenschaften später durch die Griechen erkannt wurden. Adam dachte mehr als Eva über diese Figuren nach. Als aber die Schlange zu reden anfing und die höchsten Wahrheiten verkündete, die sich nicht beweisen lassen, da erkannte sie, daß der aus roter Erde geknetete Adam von zu grobem Stoffe war, um diese subtilen Kenntnisse aufzunehmen, daß aber Eva, da sie zarter und gefühlvoller war, sich leicht davon durchdringen ließ. Daher unterhielt die Schlange sich mit ihr allein in Abwesenheit ihres Gatten, um sie zuerst einzuweihen.

*Dorion.* Erlaube mir, Zenothemis, dich hier zu unterbrechen. Anfangs erkannte ich in dem Mythos, den du uns erklärst, eine Episode aus dem Kampf der Pallas Athene mit den Giganten. Jahve gleicht stark dem Typhon, und Pallas wird von den Athenern mit einer Schlange zur Seite dargestellt. Was du aber soeben sagst, läßt mich plötzlich an der Einsicht oder der Aufrichtigkeit der Schlange zweifeln, von der du sprichst. Hätte sie nämlich wirklich die Weisheit besessen, so würde sie dieselbe wohl kaum einem zu ihrer Erfassung unfähigen kleinen Frauenhirn anvertraut haben. Ich möchte eher annehmen, daß sie ebenso unwissend und lügnerisch war wie Jahve und daß sie Eva wählte, weil sie leicht zu verführen war und weil sie bei Adam mehr Einsicht und Nachdenken voraussetzte.

*Zenothemis.* Wissen, Dorion, daß man nicht durch Nachdenken und Einsicht, sondern durch das Gefühl der höchsten und reinsten Wahrheiten teilhaftig wird. Darum erheben sich die Frauen, welche gewöhnlich weniger nachdenken, aber mehr empfinden als die Männer, leichter zur Erkenntnis der göttlichen Dinge. Sie besitzen die Gabe der Weissagung, und nicht ohne Grund stellt man oft den Apollo Citharödeus und Jesus von Nazareth nach Frauenart mit langen, flatternden Gewändern bekleidet dar. Die belehrende Schlange hat daher gut daran getan, was du auch sagen magst, Dorion, daß sie dem plumpen Adam die Eva, die weißer war als die Milch und die Sterne, für ihr Aufklärungswerk vorzog. Eva hörte gehorsam auf die Schlange und ließ sich zum Baum des Wissens führen, dessen Zweige sich bis zum Himmel erhoben und den der göttliche Geist, wie ein Tau, tränkte. Dieser Baum war mit Blättern bedeckt, welche alle Sprachen der kommenden Menschen redeten und deren Stimmen einen vollkommenen Akkord bildeten. Seine üppigen Früchte verliehen den Eingeweihten, die sich davon nährten, die Kenntnis der Metalle, der Steine, der Pflanzen sowie der Gesetze der Körper und des Geistes; sie waren jedoch von Feuer, und die, welche Leid und Tod fürchteten, wagten nicht, sie an ihre Lippen zu führen. Nachdem Eva die Lehren der Schlange gehorsam aufgenommen, erhob sie sich über die eitle Furcht und verlangte nach den Früchten, welche die Kenntnis Gottes verleihen. Damit aber Adam, den sie liebte, nicht hinter ihr zurückstehe, nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn

zum Wunderbaum. Dort brach sie einen brennenden Apfel, biß hinein und reichte ihn dann ihrem Gefährten. Unglücklicherweise überraschte sie der zufällig im Garten lustwandelnde Jahve, und, da er sah, daß sie weise wurden, brach er in fürchterliche Wut aus. In der Eifersucht war er am meisten zu fürchten. Er sammelte alle seine Kräfte und verursachte einen solchen Tumult in der unteren Luftschicht, daß die beiden schwachen Wesen sich entsetzten. Die Frucht entglitt der Hand des Mannes, und das Weib fiel ihm um den Hals und rief: ›Ich will mit dir unwissend sein und leiden.‹ Jahve triumphierte und hielt Adam und Eva und ihre ganze Nachkommenschaft in Furcht und Entsetzen fest. Seine Kunst, die sich auf die Erzeugung grober Lufterscheinungen beschränkte, trug über die Wissenschaft der Schlange, welche in der Geometrie und der Musik bewandert war, den Sieg davon. Er lehrte die Menschen die Ungerechtigkeit, die Unwissenheit und die Grausamkeit und ließ auf Erden das Böse herrschen. Er verfolgte Kain und seine Söhne, weil sie erfinderisch waren; er rottete die Philister aus, weil sie orphische Gedichte und Fabeln in der Art der Äsopischen verfaßten. Er war der unversöhnliche Feind der Wissenschaft und der Schönheit, und das Menschengeschlecht büßte jahrhundertlang in Blut und Tränen für die Niederlage der geflügelten Schlange. Glücklicherweise fanden sich unter den Griechen einsichtige Männer, wie Pythagoras und Plato, welche kraft ihres Genius die Figuren und Ideen wiederfanden, welche die Feindin Jahves umsonst dem ersten Weibe zu lehren versucht hatte. Der Geist der Schlange war in ihnen; darum wird, wie Dorion gesagt hat, die Schlange von den Athenern verehrt. In neuerer Zeit endlich erschienen in menschlicher Gestalt drei himmlische Geister, Jesus von Galiläa, Basilides und Valentin, denen es vergönnt war, die glänzendsten Früchte vom Baume der Erkenntnis zu brechen, dessen Wurzeln die Erde durchdringen und dessen Wipfel an den Himmel reicht. Das ist's, was ich zu bemerken hatte, um die Christen zu rechtfertigen, denen man zu oft die Irrtümer der Juden zur Last legt.

*Dorion.* Wenn ich dich recht verstanden habe, Zenothemis, haben die drei Wundermänner Jesus, Basilides und Valentin Geheimnisse entdeckt, die dem Pythagoras und Plato und allen Philosophen Griechenlands, sogar dem göttlichen Epikur, der doch die Menschen von aller eiteln Furcht befreit hat, verborgen blieben. Du würdest uns sehr verbinden, wenn du uns sagen wolltest, wodurch diese drei Sterblichen Kenntnisse erlangten, welche jenen Weisen entgangen waren.

*Zenothemis.* Muß ich dir denn wiederholen, Dorion, daß die Wissenschaft und das Nachdenken nur die ersten Stufen der Erkenntnis sind und daß die Verzückung allein zu den ewigen Wahrheiten führt?

*Hermodorus.* Es ist richtig, Zenothemis, daß sich die Seele von der Verzückung nährt, wie die Grille vom Tau. Aber drücken wir uns noch besser aus: der Geist allein ist einer völligen Verzückung fähig. Denn der Mensch ist dreifach, er besteht aus einem materiellen Körper, einer feineren, aber immer noch ebenso materiellen Seele und einem unzerstörbaren Geist. Wenn der Geist seinem Körper, wie einem plötzlich dem Stillschweigen und der Einsamkeit überlassenen Palast, entflohen ist, im Fluge die Gärten der Seele durchheilt hat und sich dann in Gott ergießt, so genießt er die Wonnen eines vorzeitigen Todes oder vielmehr des künftigen Lebens, denn Sterben heißt Leben, und in diesem Zustande, der an der göttlichen Reinheit teilnimmt, besitzt er zugleich die unendliche Freude und die höchste Erkenntnis. Er ist vollkommen.

*Nikias.* Das ist wunderbar. Aber, aufrichtig gesagt, Hermodorus, sehe ich den großen Unterschied zwischen dem All und dem Nichts nicht ein. Die Worte scheinen mir sogar zu fehlen, um diesen Unterschied auszudrücken. Das Unendliche gleicht ungemein dem Nichts: sie sind beide unfaßbar. Nach meinem Dafürhalten ist die Vollkommenheit sehr teuer: man bezahlt sie mit seinem ganzen Wesen und, um sie zu besitzen, muß man aufhören zu existieren. Das ist ein hartes Los, dem selbst Gott nicht entgangen ist, seit die Philosophen sich in den Kopf gesetzt haben, ihn zu vervollkommen. Wenn wir andererseits nicht wissen, was das Nichtsein ist, so ist uns gerade aus diesem Grunde unbekannt, was das Sein ist. Wir wissen nichts. Man sagt, es sei den Menschen unmöglich, sich zu verständigen. Ich möchte vielmehr trotz unserer vielen Disputationen annehmen, daß sie im Gegenteil schließlich einer Meinung werden müssen, wenn sie Seite an Seite unter dem Haufen der Widersprüche begraben sind, die sie, wie den Pelion auf den Ossa, aufgetürmt haben.

*Cotta.* Ich liebe die Philosophie sehr und studiere sie in meinen Mußestunden. Aber ich verstehe sie nur in den Büchern Ciceros ganz. Sklaven, schenkt den Honigwein ein!

*Kallikrates.* Wie merkwürdig! Wenn ich nüchtern bin, denke ich an die Zeiten, da die tragischen Dichter sich an den Tisch der wohlwollenden Tyrannen setzten, und mir wässert danach der Mund. Sobald ich jedoch den kostbaren Wein trinke, den du uns so reichlich fließen läßt, freigebiger Lucius, träume ich nur von Freiheitskriegen und Heldentaten. Ich erröte darüber, daß ich in einer ruhmlosen Zeit lebe, ich rufe die Freiheit an und vergieße in Gedanken mein Blut mit den letzten Römern auf den Feldern von Philippi.

*Cotta.* Während des Niederganges der Republik fielen meine Ahnen mit Brutus für die Freiheit. Aber man darf zweifeln, ob das, was sie die Freiheit des römischen Volkes

nannten, in Wahrheit nicht die Möglichkeit war, es selbst zu regieren. Ich leugne nicht, daß die Freiheit für ein Volk das höchste der Güter sei. Aber je länger ich lebe, um so mehr überzeuge ich mich, daß nur ein starkes Regiment sie den Bürgern sichern kann. Ich habe vierzig Jahre lang die höchsten Staatsämter bekleidet, und meine lange Erfahrung hat mir gezeigt, daß das Volk unterdrückt wird, wenn seine Regierung schwach ist. Daher begehen die, welche, wie die meisten Rhetoren, sich bemühen, die Staatsgewalt zu schwächen, ein abscheuliches Verbrechen. Wenn der Wille eines Einzelnen sich gelegentlich in unheilvoller Weise äußert, so macht die Zustimmung des Volkes jede Lösung unmöglich. Bevor die Majestät des römischen Friedens die Welt bedeckte, waren die Völker nur unter einsichtigen Tyrannen glücklich.

*Hermodorus.* Ich glaube meinerseits, Lucius, daß es keine gute Regierungsform gibt und daß man keine entdecken kann, da die erfindungsreichen Griechen, welche soviel glückliche Formen erdachten, sie gesucht und nicht gefunden haben. In dieser Hinsicht ist uns fortan jede Hoffnung untersagt. Es sind sichere Anzeichen dafür vorhanden, daß die Welt nahe daran ist, sich in Unwissenheit und Barbarei zu verlieren. Es war uns beschieden, Lucius, dem entsetzlichen Todeskampfe der Zivilisation beizuwohnen. Von allen Befriedigungen, welche die Intelligenz, die Wissenschaft und die Tugend gewährten, bleibt uns nur noch die grausame Freude, uns sterben zu sehen.

*Cotta.* Der Hunger des Volkes und die Frechheit der Barbaren sind sicherlich furchtbare Übel. Aber mit einer guten Flotte, einer guten Armee und mir guten Finanzen . . .

*Hermodorus.* Wozu sich schmeicheln? Das dahinsiechende Reich ist den Barbaren eine leichte Beute. Die Städte, welche der hellenische Genius und die römische Geduld aufgebaut haben, werden bald durch trunkene Wilde verwüstet werden. Es wird auf Erden weder Kunst noch Philosophie mehr geben. Die Götterbilder werden umgestürzt werden in den Tempeln, und in den Seelen. Geistige Nacht wird hereinbrechen, und die Kultur der Welt wird untergehen. Denn wie sollte man annehmen, daß die Sarmaten sich je der geistigen Arbeit widmen, daß die Germanen die Musik und die Philosophie pflegen, daß Quaden und Markomannen die unsterblichen Götter anbeten werden? Nein, alles sinkt hin und geht unter. Unser altes Ägypten, das die Wiege der Welt war, wird auch ihre Gruft sein. Serapis, der Todesgott, wird die letzten Huldigungen der Sterblichen empfangen, und ich werde einst der letzte Priester des letzten Gottes gewesen sein.

In diesem Augenblicke hob eine merkwürdige Gestalt den Türvorhang, und die Gäste erblickten einen kleinen Buckligen, dessen Schädel oben spitz zulief. Er war nach

asiatischer Sitte in einen hellblauen Leibrock gehüllt und trug, wie die Barbaren, rote Beinkleider, in die goldene Sterne eingewirkt waren. Paphnucius erkannte auf den ersten Blick den Arianer Marcus, und da er fürchtete, einen Blitzstrahl herniederfahren zu sehn, hielt er die Hände über den Kopf und wurde vor Schrecken bleich. Was bei diesem Gastmahl der Dämonen weder die Gotteslästerungen der Heiden noch die abscheulichen Verirrungen der Philosophen vermocht hatten, das bewirkte die bloße Gegenwart des Häretikers, indem sie seinen Mut erschütterte. Er wollte fliehen, aber sein Blick traf den der Thaïs, und dies beruhigte ihn plötzlich. Er hatte in der Seele der Auserwählten gelesen und erkannt, daß die, welche eine Heilige werden sollte, ihn bereits beschütze. Er ergriff eine Falte ihres wallenden Gewandes und betete im Geiste zum Heiland Jesus.

Ein Beifallsgemurmel hatte die Ankunft des Mannes begleitet, den man den Plato der Christen nannte. Hermodorus sprach zuerst zu ihm:

»Berühmtester Marcus, wir sind alle erfreut, dich unter uns zu sehn, und ich darf sagen, daß du zur rechten Zeit kommst. Wir kennen von dem Christenglauben nur das, was öffentlich gelehrt wird. Da nun ein Philosoph, wie du, gewiß nicht die gleichen Gedanken haben kann wie das gemeine Volk, so sind wir begierig, deine Meinung über die wichtigsten Mysterien der Religion, die du bekennt, zu vernehmen. Unser teurer Zenothemis, der, wie du weißt, auf Symbole versessen ist, befragte soeben den berühmten Paphnucius über die Bücher der Juden. Aber Paphnucius hat ihm nicht geantwortet. Wir sind darüber keineswegs erstaunt, da sich unser Gast dem Schweigen geweiht und Gott seine Zunge in der Wüste versiegelt hat. Aber du, Marcus, der du in den Synoden der Christen und sogar im Rate des göttlichen Konstantins das Wort führtest, du kannst, wenn du willst, unsere Neugier befriedigen, indem du uns die philosophischen Wahrheiten, die in den Fabeln der Christen enthalten sind, enthüllst. Ist die erste dieser Wahrheiten nicht das Dasein eines einzigen Gottes, an welches ich meinerseits ebenfalls fest glaube?

*Marcus.* Ja, werthe Brüder, ich glaube an einen einzigen Gott, der nicht erzeugt wurde, der allein ewig und der Grund aller Dinge ist.

*Nikias.* Wir wissen, Marcus, daß dein Gott die Welt geschaffen. Es war das gewiß eine große Krise in seinem Dasein. Er war schon seit einer Ewigkeit vorhanden, bevor er sich dazu entschließen konnte. Doch, um gerecht zu sein, erkenne ich an, daß seine Lage höchst schwierig war. Er mußte untätig bleiben, um vollkommen zu bleiben, und er mußte handeln, um sich selbst sein eigenes Dasein zu beweisen. Du versicherst mir, daß er sich zum Handeln entschloß. Ich will es dir gerne glauben, obschon es von

einem vollkommenen Gotte eine unverzeihliche Unklugheit ist. Aber, sag uns, Marcus, wie er es angestellt hat, um die Welt zu schaffen!

*Marcus.* Die, welche, ohne Christen zu sein, wie Hermodorus und Zenothemis, die Grundsätze der Erkenntnis besitzen, wissen, daß Gott die Welt nicht direkt und ohne Vermittler geschaffen hat. Er hat einem einzigen Sohne das Leben gegeben, durch den alle Dinge geschaffen sind.

*Hermodorus.* So ist es, Marcus. Und dieser Sohn wird ohne Unterschied unter den Namen Hermes, Mithras, Adonis, Apollo und Jesus angebetet.

*Marcus.* Ich wäre kein Christ, wenn ich ihm andere Namen gäbe als Jesus, Christus und Heiland. Er ist der wahre Gottessohn. Aber er ist nicht ewig, da er einen Anfang hatte. Zu glauben, daß er existierte, bevor er erzeugt wurde, ist eine Torheit, die man den Maultieren von Nicäa und dem störrigen Esel, der unter dem fluchwürdigen Namen Athanasius allzulange die Kirche von Alexandrien beherrscht hatte, überlassen muß.

Bei diesen Worten bekreuzte sich Paphnucius; seine Stirn erbleichte und bedeckte sich mit Todesschweiß. Er verharrte aber dennoch in seinem erhabenen Schweigen.

Marcus fuhr fort:

»Es ist klar, daß das einfältige Glaubensbekenntnis von Nicäa die Majestät des alleinigen Gottes angreift, indem es ihn zwingt, seine unteilbaren Eigenschaften mit seinem eigenen Sohn, das heißt mit dem Mittler zu teilen, durch den alle Dinge geschaffen wurden. Höre auf, den wahren Gott der Christen zu verspotten, Nikias! Wisse, daß er ebensowenig wie die Lilien des Feldes spinnt oder webt. Nicht er ist der Arbeiter, sondern sein einziger Sohn Jesus, der, nachdem er die Welt geschaffen, später zurückkehrte, um sein Werk zu verbessern. Denn die Schöpfung konnte nicht vollkommen sein und das Schlechte hatte sich notwendigerweise dem Guten beigemischt.

*Nikias.* Was ist das Gute und was ist das Schlechte?

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein, während dessen Hermodorus über das Tischtuch hinweg auf einen kleinen Esel aus Korinther Metall zeigte, der zwei Körbe, einen mit weißen, den andern mit schwarzen Oliven gefüllt, trug.

»Betrachtet euch diese Oliven!« sagte er. »Unser Blick wird vom Gegensatz ihrer Farben angenehm berührt, und wir sind erfreut darüber, daß die einen hell und die

andern dunkel sind. Wenn sie jedoch mit Gedanken und Sprache begabt wären, würden die Weißen sagen: es ist gut, wenn eine Olive weiß ist, es ist schlecht, wenn sie schwarz ist, und das Volk der schwarzen Oliven würde hinwiederum das Volk der weißen Oliven verachten. Wir urteilen besser über sie, weil wir ebenso hoch über ihnen stehen, als die Götter über uns. Für den Menschen, der nur einen Teil der Dinge sieht, ist das Schlechte schlecht, aber für Gott, der alles versteht, ist auch das Schlechte gut. Das Häßliche ist ohne Zweifel häßlich und nicht schön, aber wenn alles schön wäre, wäre das Ganze wiederum nicht schön. Es ist daher gut, daß es Schlechtes gibt, wie das der zweite Plato, der größer war als der erste, nachgewiesen hat.«

*Eukritus.* Nehmen wir die Sache moralischer! Das Schlechte ist schlecht, nicht für die Welt, deren unzerstörbare Harmonie es nicht zerstört, aber für den schlechten Menschen, der es tut, obwohl er es nicht zu tun brauchte.

*Cotta.* Beim Jupiter, das ist eine gute Folgerung!

*Eukritus.* Die Welt ist die Tragödie eines ausgezeichneten Dichters. Gott, der sie verfaßte, hat jedem von uns eine Rolle zugewiesen. Wenn er will, daß du ein Bettler, ein Fürst oder ein Hinkfuß seiest, so spiele, so gut du kannst, die Rolle, die er dir bestimmt hat!

*Nikias.* Es wäre in der Tat sehr gut, wenn der Hinkfuß der Tragödie hinkte wie Hephästos, wenn der Wahnsinnige wie Ajax wütete, wenn die unkeusche Frau die Verbrechen der Phädra erneuerte, wenn der Verräter verriete, der Betrüger löge, der Mörder mordete und wenn nach der Vorstellung alle Darsteller, die gerechten Könige wie die grausamen Tyrannen, die frommen Jungfrauen wie die unzüchtigen Weiber, die großzügigen Bürger wie die feigen Mörder, vom Dichter ein gleiches Maß von Lobsprüchen erhielten.

*Eukritus.* Du entstellst meinen Gedanken, Nikias, und verwandelst ein schönes junges Mädchen in eine häßliche Gorgone. Ich beklage dich, wenn du die Natur der Götter, die Gerechtigkeit und die ewigen Gesetze nicht kennst.

*Zenothemis.* Ich meinerseits glaube, o Freunde, an die Wirklichkeit des Guten und des Schlechten. Aber ich bin überzeugt, daß es keine einzige menschliche Handlung, wäre es sogar der Judaskuß, gibt, die nicht einen Keim der Erlösung in sich trüge. Das Schlechte trägt zum schließlichen Heile der Menschen bei, ist dadurch dem Guten verwandt und hat an den Verdiensten des Guten teil. Das haben die Christen vortrefflich durch den Mythos von jenem rothaarigen Menschen ausgedrückt, welcher seinem Meister den Friedenskuß gab, um ihn zu verraten, und dadurch das Heil des

Menschen sicherte. Daher ist nach meiner Ansicht nichts ungerechter und törichter, als der Haß, mit dem einige Schüler des Teppichwirkers Paulus den unglücklichsten Apostel Jesu verfolgen, ohne daran zu denken, daß der Kuß des Ischariot, den Jesus selbst vorausverkündet hatte, nach ihrer eigenen Lehre zur Erlösung der Menschen notwendig war, und daß die göttliche Weisheit, wenn Judas den Beutel mit den dreißig Silberlingen nicht angenommen hätte, Lügen gestraft, die Vorsehung getäuscht, ihre Pläne umgestürzt und die Welt dem Schlechten, der Unwissenheit und dem Tode zurückgegeben worden wäre.

*Marcus.* Die göttliche Weisheit hatte vorausgesehen, daß Judas, obgleich es ihm freigestellt war, den Verräterkuß nicht zu geben, ihn dennoch geben würde. So hat sie das Verbrechen des Ischariot als einen Stein in dem wunderbaren Gebäude der Erlösung verwendet.

*Zenothemis.* Ich sprach mit dir vorhin, Marcus, als ob ich daran glaubte, daß die Erlösung der Menschen durch den gekreuzigten Jesum bewirkt worden sei, weil ich weiß, daß dies der Glaube der Christen ist, und ich habe mich in ihre Vorstellungsweise versetzt, um den Irrtum derjenigen besser zu verstehen, welche an die ewige Verdammnis des Judas glauben. Aber in Wirklichkeit ist Jesus in meinen Augen nur der Vorläufer des Basilides und des Valentin. Was das Mysterium der Erlösung betrifft, teure Freunde, so will ich euch, wenn ihr es hören wollt, mitteilen, wie es sich wirklich auf Erden erfüllt hat.

Die Gäste gaben ihre Zustimmung zu erkennen. – Wie die athenischen Jungfrauen mit den geheiligten Körben der Demeter, so traten in diesem Augenblicke zwölf Mädchen, die auf ihren Köpfen Körbe mit Äpfeln und Granaten trugen, nach der Musik einer unsichtbaren Flöte leichten Schrittes in den Saal. Sie stellten die Körbe auf die Tafel, die Flöte schwieg, und Zenothemis sprach also:

»Als Eunoia, der Gedanke Gottes, die Welt geschaffen, vertraute sie den Engeln die Herrschaft über die Erde an. Diese wahrten jedoch nicht die Hoheit, welche dem Herrn zukommt. Da sie sahen, daß die Töchter der Menschen schön waren, überfielen sie dieselben abends am Rande der Brunnen und umarmten sie. Aus diesem Bunde entsproßte ein gewalttätiges Geschlecht, das die Erde mit Ungerechtigkeit und Grausamkeit erfüllte, und der Staub der Wege trank das Blut der Unschuldigen. Bei diesem Anblick wurde Eunoia von unendlicher Trauer ergriffen.«

»Das also habe ich getan!« seufzte sie, indem sie sich zur Erde niederbeugte. »Meine armen Kinder sind durch meine Schuld einem bitteren Lose verfallen. Ihr Leiden ist mein Vergehen, und ich will es büßen. Gott selbst, der nur durch mich denkt, wäre

unfähig, ihnen ihre frühere Reinheit zurückzugeben. Was geschehen ist, ist geschehen, und die Schöpfung ist für immer verfehlt. Ich will aber meine Geschöpfe wenigstens nicht verlassen. Wenn ich sie auch nicht so glücklich machen kann, wie ich es bin, kann ich mich doch ebenso unglücklich machen wie sie. Da ich den Fehler begangen habe, ihnen Körper zu geben, durch welche sie erniedrigt werden, werde ich selbst einen gleichen Körper annehmen und unter ihnen leben.<

Nachdem Eunoia also gesprochen, stieg sie zur Erde nieder und ward Fleisch im Schoße einer Argiverin. Sie wurde klein und schwach geboren und erhielt den Namen Helena. Unter den Mühen des Lebens wuchs sie bald in Anmut und Schönheit heran und ward die begehrteste der Frauen, wie sie es beschlossen hatte, um in ihrem sterblichen Körper in der schändlichsten Weise besudelt zu werden. Willenlose Beute der rohen Begierde der Männer, überließ sie sich dem Raub und dem Ehebruch, um alle Gewalttaten, alle Ungerechtigkeiten abzubüßen, und sie verursachte durch ihre Schönheit das Verderben der Völker, damit Gott die Verbrechen der Welt verzeihen könne. Und nie war Eunoia, der himmlische Gedanke, so anbetungswürdig, als an den Tagen, wo sie sich als Weib den Helden und den Hirten preisgab. Die Dichter errieten ihre Göttlichkeit, als sie sie so friedlich, so stolz und so schicksalsvoll darstellten und als sie sie also anriefen: ›O Seele, so glatt und ruhig wie die Stille des Meeres!<

So wurde Eunoia durch das Mitleid in Übel und Leid verstrickt. Sie starb, und die Argiver zeigten ihr Grabmal, denn nach der Sinnenlust mußte sie auch den Tod kennen lernen und alle bitteren Früchte kosten, die sie gesät hatte. Nachdem sie aber der verwesenen Leiche der Helena entschwebt war, nahm sie eine neue Frauengestalt an und gab sich wiederum jeder Schmach preis. So geht sie von einem Körper in den andern über und nimmt, indem sie die bösen Zeiten unter uns zubringt, die Sünden der Welt auf sich. Ihr Opfer wird nicht nutzlos sein. Durch die Fesseln des Fleisches mit uns verbunden, uns liebend und mit uns weinend, wird sie ihre und unsere Erlösung erwirken und uns, die wir an ihrer weißen Brust hängen, in den Frieden des wiedergewonnenen Himmels emporziehen.«

*Hermodorus.* Dieser Mythos war mir nicht unbekannt. Ich erinnere mich, gehört zu haben, daß die göttliche Helena während einer ihrer Menschwerdungen unter dem Kaiser Tiberius mit dem Magier Simon lebte. Ich glaubte jedoch, ihr Fall sei unfreiwillig gewesen, da die Engel sie in ihrem Sturze mitzogen.

*Zenothemis.* Hermodorus, es ist wahr, daß Leute, die nicht genug eingeweiht waren in die Mysterien, dachten, die traurige Eunoia sei nicht freiwillig gefallen. Aber wenn sie recht hätten, wäre Eunoia nicht die sühnende Buhlerin, die mit allem Schmutz

bedeckte Hostie, das mit dem Wein unserer Schande getränkte Brot, die angenehme Gabe, das verdienstliche Brandopfer, dessen Rauch zu Gott emporsteigt. Wenn ihre Sünden nicht freiwillig wären, würde ihnen kein Verdienst innewohnen.

*Kallikrates.* Aber weiß man denn nicht, Zenothemis, in welchem Lande, unter welchem Namen und in welcher reizvollen Gestalt die immer wiedergeborene Helena heute lebt?

*Zenothemis.* Man muß sehr weise sein, um ein solches Geheimnis zu erraten. Und die Weisheit, Kallikrates, ist den Dichtern nicht verliehen worden, die in der rohen Außenwelt leben und sich, wie die Kinder, an Klingklang und eitlen Bildern belustigen.

*Kallikrates.* Hüte dich, die Götter zu beleidigen, ruchloser Zenothemis! Die Dichter sind ihnen teuer. Die ersten Gesetze wurden von den Unsterblichen selbst in Versen diktiert, und die Orakel der Götter sind Gedichte. Die Hymnen haben für die himmlischen Ohren einen angenehmen Klang. Wer wüßte nicht, daß die Dichter Seher sind und daß ihnen nichts verborgen bleibt? Da ich selbst Dichter bin und den Lorbeer Apollos trage, werde ich allen die letzte Menschwerdung der Eunoia enthüllen. Die ewige Helena ist uns nahe, sie sieht uns, und wir sehen sie. Betrachtet diese auf die Kissen ihres Ruhebettes hingestreckte Frau, so schön, so träumerisch! Ihre Augen haben Tränen, ihre Lippen Küsse. Sie ist es! Reizend, wie in den Tagen des Priamus und der Blüte Asiens, heißt Eunoia heutzutage Thaïs.

*Philinna.* Was du nicht sagst, Kallikrates? Unsere teure Thaïs sollte Paris, Menelaos und die wohlbeschiedenen Achäer gekannt haben, die vor Ilion kämpften? Thaïs, wie groß war das trojanische Pferd?

*Aristobulus.* Wer spricht von einem Pferd?

»Ich habe wie ein Thrazier getrunken!« rief Chäreas und rollte unter den Tisch.

Kallikrates erhob seinen Becher mit dem Ausruf:

»Wenn wir wie Verzweifelte trinken, werden wir ungerächt sterben!«

Der alte Cotta schlief, und sein kahler Kopf wiegte sich langsam auf seinen breiten Schultern.

Seit einiger Zeit schien Dorion in seinem Philosophenmantel sehr erregt. Er nahte sich schwankend dem Ruhebette der Thaïs und sagte:

»Thaïs, ich liebe dich, obschon es meiner unwürdig ist, ein Weib zu lieben.«

*Thaïs.* Warum liebtest du mich vorhin nicht?

*Dorion.* Weil ich nüchtern war.

*Thaïs.* Dann gestatte mir, die ich nur Wasser getrunken habe, dich nicht zu lieben, armer Freund!

Dorion wollte nicht mehr hören und schlich sich zu Drose hin, die ihn mit Blicken anlockte, um ihn ihrer Freundin zu entführen. Zenothemis nahm den verlassenen Platz ein und drückte Thaïs einen Kuß auf die Lippen.

*Thaïs.* Ich hielt dich für tugendhafter.

*Zenothemis.* Ich bin vollkommen, und die Vollkommenen sind an kein Gesetz gebunden.

*Thaïs.* Aber fürchtest du nicht, deine Seele in den Armen eines Weibes zu verunreinigen?

*Zenothemis.* Der Körper kann der Begierde nachgeben, ohne daß die Seele daran teilnimmt.

*Thaïs.* Geh fort! Ich will, daß man mich mit der Seele und mit dem Körper liebe. Alle diese Philosophen sind Böcke!

Die Lampen erloschen, eine nach der andern. Das blasse Morgenlicht, welches durch die Zwischenräume der Vorhänge eindrang, fiel auf die fahlen Gesichter und die geschwollenen Augen der Gäste. Aristobulus, der mit geballten Fäusten neben Chäreas hingesunken war, wünschte im Traume seine Stallknechte zum Henker, Zenothemis schloß die zerzauste Philinna in die Arme. Dorion ließ auf die nackte Brust der Drose Weintropfen fallen, welche wie Rubinen über die durch das Lachen erschütterte weiße Haut rannen und welche der Philosoph mit den Lippen verfolgte, um sie von dem schimmernden Körper wegzusaugen. Eukritus erhob sich und zog Nikias, indem er einen Arm über seine Schulter legte, in den Hintergrund des Saales.

»Freund,« sagte er dort zu ihm, »wenn du überhaupt noch an etwas denkst, woran denkst du?«

»Ich denke, daß die Liebe der Frauen ein Garten des Adonis ist.«

»Was willst du damit sagen?«

»Weißt du nicht, Eukritus, daß die Frauen jedes Jahr auf ihren Terrassen Gärtchen anlegen, indem sie für den Geliebten der Aphrodite Zweige in Tongefäße pflanzen? Diese Zweige grünen kurze Zeit und welken dann.«

»Was liegt daran, Nikias? Es ist Torheit, sich an flüchtige Dinge zu hängen.«

»Wenn die Schönheit nur ein Schatten ist, so ist die Begierde nur ein Blitz. Wie töricht ist es, die Schönheit zu begehren? Ist es nicht im Gegenteil vernünftig, daß das Vergängliche sich mit dem Unbeständigen verbinde und daß der Blitz den unstäten Schatten verschlinge?«

»Nikias, du gleichst für mich einem mit Knöcheln spielenden Kinde. Glaube mir: werde frei! Nur dann ist man ein Mann.«

»Wie kann man frei sein, Eukritus, wenn man einen Körper hat?«

»Das wirst du sehr bald sehen, mein Sohn. Sehr bald wirst du sagen: Eukritus war frei.«

Der Greis sprach, an eine Porphyrsäule gelehnt. Die ersten Strahlen der Morgensonne erhellten seine Stirne. Hermodorus und Marcus hatten sich genähert und standen mit Nikias neben ihm. Gleichgültig für das Lachen und Schreien der Trinker unterhielten sie sich zuviert über göttliche Dinge. Eukritus drückte sich so weise aus, daß Marcus zu ihm sagte:

»Du bist würdig, den wahren Gott zu erkennen.«

Eukritus erwiderte:

»Der wahre Gott ist im Herzen der Weisen.«

Sie sprachen sodann über den Tod.

»Ich will,« sagte Eukritus, »daß er mich, mit meiner Selbstbesserung beschäftigt und allen meinen Pflichten gehorsam, treffe. Vor ihm werde ich meine Hände rein zum Himmel heben und zu den Göttern sagen: ›Die Bilder, die ihr, o Götter, in den Tempel meiner Seele gestellt habt, habe ich nicht verunreinigt; ich habe meine Gedanken, wie Kränze und Binden, daran aufgehängt. Ich habe gemäß eurer Vorsehung gelebt. Ich habe genug gelebt.««

Indem er also sprach, hob er die Arme zum Himmel und sein Gesicht erglänzte im Licht.

Einen Augenblick sann er nach. Dann fuhr er voll Freudigkeit zu sich selber redend fort:

›Löse dich los vom Leben, Eukritus, wie die reife Olive, welche im Fallen dem Baume Dank sagt, der sie getragen, und die Nährmutter Erde segnet!‹

Mit diesen Worten zog er aus einer Falte seines Gewandes einen nackten Dolch und stieß ihn sich in die Brust.

Als seine Zuhörer gleichzeitig nach seinem Arm griffen, hatte die Spitze des Stahls das Herz des Weisen bereits durchbohrt. Eukritus war zur Ruhe eingegangen. Hermodorus und Nikias trugen den bleichen, blutüberströmten Leichnam unter dem Geschrei der Frauen, dem Gebrumme der in ihrem Schlummer gestörten Gäste und den im Schatten der Vorhänge erstickten Küssen der Liebespaare auf eines der Ruhebetten des Gastmahls. Der alte Cotta erwachte sofort aus seinem leichten Soldatenschlaf, trat zu der Leiche und untersuchte die Wunde. Er rief:

›Man hole meinen Arzt Aristeus herbei!‹

Nikias schüttelte den Kopf:

›Eukritus ist nicht mehr,‹ sagte er. ›Er wollte sterben; wie andere lieben wollen. Er hat, wie wir alle, einem unwiderstehlichen Wunsche gehorcht. Und nun ist er den Göttern gleich, die nichts wünschen.‹

Cotta schlug sich an die Stirne und sagte:

›Sterben! Sterben wollen, wenn man noch dem Staate dienen kann, welch eine Verirrung!‹

Paphnucius und Thaïs waren unterdessen unbeweglich und stumm nebeneinander stehen geblieben. Ihre Seelen flossen über von Ekel und Entsetzen, aber auch von Hoffnung.

Plötzlich ergriff der Mönch die Schauspielerin bei der Hand, schritt mit ihr über die am Boden liegenden Trunkenbolde weg und an den sich in den Armen liegenden Liebespaaren vorbei und zog sie, mit den Füßen in dem vergossenen Weine und Blute wattend, ins Freie.

## Sechstes Kapitel.

In rosigem Licht stieg der Tag über die Stadt empor. Lange Säulengänge dehnten sich zu beiden Seiten der verödeten Straße aus, welche in der Ferne durch die strahlende Kuppel des Grabmals Alexanders überragt wurde. Auf dem Pflaster der Straße lagen entblätterte Kränze und erloschene Fackeln umher. Man spürte in der Luft den frischen Meereshauch. Paphnucius riß sich mit Ekel das Prachtgewand vom Leibe und zerstampfte seine Fetzen mit den Füßen.

»Du hast sie gehört, meine Thaïs!« rief er. »Sie haben alle Torheiten und alle Schändlichkeiten ausgespien. Sie haben den göttlichen Schöpfer aller Dinge in die Hölle gezogen, ohne Scham das Gute und das Böse geleugnet, Jesus geschmäht und Judas gerühmt. Und der Ruchloseste von allen, der Schakal der Finsternis, das Stinktief, der Arianer voll Verderbnis und Tod, hat den Mund wie ein Grab aufgesperrt. Meine Thaïs, du hast sie zu dir hinkriechen sehen, die ekelhaften Schnecken; sie haben dich mit ihrem klebrigen Schweiß besudelt. Du hast diese Ungeheuer unter den Sohlen der Sklaven schlafen sehen. Du hast diese Tiere gesehen, wie sie sich auf den durch ihr Erbrechen verunreinigten Teppichen wälzten. Du hast den verrückten Greis sein Blut vergießen sehen, das wertloser war als der im Rausche vergossene Wein. Am Ende der Orgie hat er sich vor das Angesicht des ihm unbekanntem Christus hingeworfen! Gelobt sei Gott! Du hast den Irrtum gesehen, und du hast erkannt, daß er abscheulich war. Thaïs, Thaïs! erinnere dich an die wahnsinnigen Reden dieser Philosophen und sage, ob du mit ihnen Unsinn schwatzen willst! Erwinnere dich der Blicke, der Bewegungen und des Gelächters ihrer würdigen Gefährtinnen, dieser beiden lüsternen und boshafte Äffinnen, und sage, ob du ihnen vergleichbar bleiben willst!«

Thaïs war voll von Ekel vor dem, was sie in der Nacht gesehen. Sie empfand tief die Gleichgültigkeit und Roheit der Männer, die Bosheit der Frauen, das Drückende der Stunden und seufzte:

»Ich bin sterbensmüde, mein Vater! Wo kann ich Ruhe finden? Ich fühle meine Stirne brennen. Mein Kopf ist leer, und meine Arme sind so müde, daß ich nicht die Kraft hätte, das Glück zu ergreifen, wenn man es mir darböte.«

Paphnucius blickte sie freundlich an und sprach:

»Mut, meine Schwester! Die Ruhezeit bricht an für dich, weiß und rein, wie die Nebel, die du von den Gärten und Teichen aufsteigen siehst.«

Sie näherten sich dem Hause der Thaïs und erblickten schon die über die Mauern hinausragenden Wipfel der Platanen und Terebinthen, welche die Nymphengrotte

umgaben und nun frisch betaut im Morgenwinde erzitterten. Ein öffentlicher Platz lag vor ihnen, der mit Bildsäulen und Weihdenkmälern umgeben war und den von Chimären getragene Marmorbänke im Halbkreise abschlossen. Thaïs ließ sich auf eine dieser Bänke niedersinken, erhob einen ängstlichen Blick zu dem Mönche und fragte:

»Was soll ich tun?«

»Du sollst«, antwortete der Mönch, »demjenigen folgen, der gekommen ist, dich zu holen. Er löst dich von der Welt ab, wie der Winzer die Traube pflückt, welche an ihrem Stamme verfaulen würde, und sie zur Kelter trägt, um sie in duftenden Wein zu verwandeln.

Höre mich an! Zwölf Stunden von Alexandrien nach Westen hin, unfern dem Meere, liegt ein Frauenkloster, dessen Regeln, ein Meisterwerk der Weisheit, in kunstreiche Verse gesetzt und unter dem Klange der Theorben und Tamburine gesungen zu werden verdienten. Man kann mit Recht sagen, daß die Frauen, die ihnen unterworfen sind, den Fuß auf die Erde setzen und die Stirne im Himmel haben. Sie führen schon in dieser Welt das Leben der Engel. Sie wollen arm sein, damit Christus sie liebe, bescheiden, damit er sie anblicke, keusch, damit er sie eheliche. Er besucht sie täglich im Gewand eines Gärtners mit nackten Füßen und offenen Händen, geradeso, wie er sich auf dem Weg zum Heiligen Grabe der Maria zeigte. In dieses Kloster werde ich dich noch heute selbst führen, meine Thaïs, und bald wirst du im Verein mit diesen heiligen Frauen an ihren himmlischen Gesprächen teilnehmen. Sie erwarten dich wie eine Schwester. Auf der Schwelle des Klosters wird dir ihre Mutter, die fromme Albina, mit den Worten: ›Meine Tochter, sei willkommen!‹ den Friedenskuß geben.«

Die Schauspielerin rief verwundert:

»Albina, eine Tochter der Cäsaren! Die Großnichte des Kaisers Carus!«

»Sie selbst! Albina, die, im Purpur geboren, das härene Gewand anzog und sich von der Tochter der Herren der Welt zum Rang einer Dienerin Jesu Christi erhob. Sie wird deine Mutter sein.«

Thaïs erhob sich und sprach:

»So führe mich denn zum Hause der Albina!«

Paphnucius vollendete seinen Sieg, indem er fortfuhr:

»Gewiß werde ich dich hinführen und dich dort in eine Zelle einschließen, wo du deine Sünden beweinen wirst. Denn es ziemt sich nicht, daß du dich unter die Töchter

Albinens mischest, bevor du von deinen Schandflecken gereinigt bist. Ich werde deine Türe versiegeln, und als glückliche Gefangene wirst du unter Tränen warten, bis Jesus selbst kommt und zum Zeichen der Vergebung das Siegel bricht, das ich angebracht haben werde. Zweifle nicht daran, Thaïs, er wird kommen. Und wie wird deine Seele jauchzen, wenn du fühlen wirst, wie sich seine Strahlenfinger auf deine Augen legen, um deine Tränen zu trocknen!«

Thaïs sagte noch einmal:

»Führe mich zum Hause der Albina, mein Vater!«

Mit freudeerfülltem Herzen blickte Paphnucius um sich und genoß fast ohne Furcht das Vergnügen, die geschaffenen Dinge zu betrachten. Seine Augen tranken mit Lust das Licht Gottes, und ein unbekannter Hauch strich ihm über die Stirne. Plötzlich erkannte er jedoch an einer Ecke des öffentlichen Platzes das kleine Tor, durch das man in das Haus der Thaïs eintrat, und da er sich erinnerte, daß die schönen Bäume, deren Wipfel er bewunderte, die Gärten der Buhlerin beschatteten, sah er im Geiste die Sünden, welche dort die Luft verpestet hatten, die ihm soeben noch so leicht und so rein vorkam, und seine Seele ward plötzlich so betrübt darüber, daß bitterer Tau seinen Augen entströmte.

»Thaïs,« sprach er, »laß uns fliehen, ohne uns umzuschauen! Wir dürfen aber die Werkzeuge, die Mitschuldigen und die Zeugen deiner schweren Vergehen, diese dichten Teppiche und Vorhänge, diese Ruhebetten, diese Salbengefäße und Lampen, die deine Schande aller Welt verkünden würden, nicht zurücklassen. Willst du, daß diese verbrecherischen Geräte, von Dämonen beseelt und vom bösen Geist, der ihnen innewohnt, getrieben, dir bis in die Wüste nachlaufen? Es ist nur zu wahr, daß man bisweilen sieht, wie Tische der Schande und Sessel der Schmach den Teufeln als Werkzeug dienen, handeln, reden, den Boden stampfen und die Luft durchfliegen. Möge alles zugrunde gehn, was deine Schande gesehn hat! Beeile dich, Thaïs, solange die Stadt noch schlummert, durch deine Sklaven inmitten dieses Platzes einen Scheiterhaufen errichten zu lassen, auf dem wir alles verbrennen werden, was dein Haus an schändlichen Reichtümern birgt.«

Thaïs stimmte bei.

»Tue, was du willst, mein Vater,« sagte sie. »Ich weiß, daß die unbelebten Dinge oft den Geistern zum Aufenthalt dienen. Des Nachts sprechen gewisse Hausgeräte, sei es, daß sie in regelmäßigen Zwischenräumen klopfen, sei es, daß sie kleine Lichtscheine werfen, die Signalen gleichen. Aber das ist noch gar nichts. Hast du nicht rechts am

Eingang zur Nymphengrotte eine Statue bemerkt, mein Vater, welche eine zum Bade bereite nackte Frau darstellt? Eines Tages habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie diese Statue den Kopf wie eine lebende Person drehte, und dann sofort wieder ihre gewöhnliche Haltung einnahm. Es überlief mich eisig kalt vor Schrecken. Nikias, dem ich dieses Wunder erzählte, lachte mich aus. Es ist aber etwas Magisches an dieser Statue, denn sie flößte einem gewissen Dalmatiner, den meine Schönheit kalt ließ, heißes Begehren ein. Ich habe sicherlich unter verzauberten Dingen gelebt und war den größten Gefahren ausgesetzt, denn man hat gesehen, wie Menschen in den Armen eherner Statuen erwürgt wurden. Und dennoch ist es schade darum, mit seltener Kunstfertigkeit ausgeführte wertvolle Gegenstände zu zerstören. Wenn man meine Teppiche und Vorhänge verbrennen würde, so wäre das ein großer Verlust. Einige unter ihnen sind wirklich von wunderbar schöner Farbe und haben denen, die sie mir schenkten, viel Geld gekostet. Ich besitze auch Schalen, Statuen und Bilder von bedeutendem Werte, und ich glaube nicht, daß man sie zu vernichten braucht. Aber du weißt, was zu geschehen hat. Tu, was du willst, mein Vater!«

Mit diesen Worten folgte sie dem Mönch zu dem kleinen Tore, wo soviel Kränze und Gewinde aufgehängt worden waren, und hieß den Pförtner, nachdem er auf ihren Befehl geöffnet hatte, alle Sklaven des Hauses zusammenrufen. Zuerst erschienen vier indische Oberköche. Sie hatten alle vier eine gelbe Haut und waren einäugig. Es war für Thaïs eine große Mühe und ein großes Vergnügen gewesen, diese vier Sklaven von gleicher Rasse und mit dem gleichen Gebrechen in ihrem Besitze zu vereinigen. Wenn sie bei Tafel aufwarteten, erregten sie die Verwunderung der Gäste, und Thaïs ließ sie ihre Geschichte erzählen. Nun warteten sie schweigend. Ihre Gehilfen folgten ihnen. Dann kamen die Stallknechte, die Jäger, die Sänfenträger und die Läufer mit eisernen Schenkeln, zwei Gärtner, behaart wie Priapos, sechs Neger von wildem Aussehen und drei griechische Sklaven, der erste ein Grammatiker, der zweite ein Dichter, der dritte ein Sänger. Sie hatten sich alle der Ordnung nach auf dem Platze aufgestellt, als die Negerinnen dazu kamen, welche neugierig und unruhig ihre großen runden Augen rollten und den Mund bis an die Ringe in ihren Ohren aufrissen. Zuletzt erschienen, mit der Ordnung ihrer Schleier beschäftigt und müde ihre mit dünnen Goldketten gefesselten Füße schleppend, sechs schöne weiße Sklavinnen mit mißmutiger Miene. Als alle versammelt waren, sprach Thaïs zu ihnen, indem sie auf Paphnucius wies:

»Tut, was dieser Mann euch heißen wird, denn der Geist Gottes ist in ihm, und wenn ihr ihm nicht gehorchtet, würdet ihr tot hinfallen.«

Sie glaubte wirklich, weil sie es hatte sagen hören, daß die Heiligen der Wüste die Macht besitzen, die Gottlosen, die sie mit ihrem Stabe berühren, in einen plötzlich sich öffnenden rauchenden Höllenschlund zu werfen.

Paphnucius schickte die Frauen und die ihnen ähnlichen griechischen Sklaven fort und sagte zu den andern:

»Bringet Holz auf die Mitte des Platzes, zündet ein großes Feuer an und werft, wie es kommt, alles darauf, was das Haus und die Grotte enthalten!«

Die Sklaven blieben vor Erstaunen unbeweglich stehen und befragten ihre Herrin mit Blicken. Da diese teilnahmslos in Schweigen verharrte, stießen sie sich untereinander mit den Ellbogen an, denn sie glaubten, es handle sich um einen Scherz.

»Gehorcht!« sprach der Mönch.

Mehrere Sklaven waren Christen. Diese verstanden endlich den Sinn des gegebenen Befehles und gingen ins Haus, um Holz und Fackeln zu holen. Die anderen folgten ihrem Beispiel ohne Mißvergnügen, denn, da sie arm waren, haßten sie den Reichtum und fanden unwillkürlich Freude an der Zerstörung. Als sie bereits den Holzstoß schichteten, sagte Paphnucius zu Thaïs:

»Ich habe einen Augenblick daran gedacht, den Säckelmeister einer Kirche Alexandriens (sofern es hier überhaupt noch eine einzige des Namens würdige und durch die arianischen Bestien nicht entweihte Kirche gibt) zu rufen, um ihm deine Güter zu übergeben, damit er sie unter den Witwen verteile und so den Gewinn der Sünde in einen Schatz der Gerechtigkeit verwandle. Aber dieser Gedanke kam nicht von Gott, und ich habe ihn zurückgewiesen. Es wäre in der Tat eine Beleidigung der von Jesu Christi Geliebten, wenn wir ihnen die Überreste der Üppigkeit darböten. Thaïs, alles, was du berührt hast, soll bis auf den letzten Rest vom Feuer verzehrt werden. Dank dem Himmel, werden diese Gewänder und Schleier, die mehr Küsse gesehen haben, als das Meer Wellen hat, nur noch die Lippen und Zungen der Flammen spüren. Sklaven, beeilt euch! Noch mehr Holz! Noch mehr Leuchter und Fackeln! Und du, Weib, gehe in dein Haus, lege deinen schmachvollen Schmuck ab und bitte dir von der niedrigsten deiner Sklavinnen als hohe Gunst den Rock aus, den sie anzieht, wenn sie den Fußboden wäscht.«

Thaïs gehorchte. Während die Indier knieend das Feuer schürten, warfen die Neger Kästchen aus Elfenbein, Ebenholz und Zedernholz, denen beim Falle Kränze, Girlanden und Halsbänder entrollten, auf den Scheiterhaufen. Der Rauch stieg als schwarze Säule senkrecht empor, wie bei den Gott angenehmen Brandopfern des Alten

Bundes. Dann ließ das nach langem Glimmen plötzlich hell auflodernde Feuer gleichsam das Schnauben eines Ungeheuers hören und fast unsichtbare Flammen fingen an, ihre kostbare Nahrung zu verzehren. Das feuerte die Arbeitslust der Sklaven an. Sie schleppten munter die reichen Teppiche, die silbergestickten Schleier, die geblühten Vorhänge herbei. Sie hüpfen unter der Last der Tische, der Lehnstühle, der dichten Kissen, der goldfüßigen Ruhebetten. Drei kräftige Äthiopier liefen mit den bemalten Nymphenstatuen in den Armen herbei, von denen die eine wie eine Sterbliche geliebt worden war. Sie sahen wie große Affen aus, welche weiße Frauen rauben. Als die schönen nackten Leiber aus den Armen dieser Ungeheuer fielen und auf dem Pflaster zerschellten, hörte man einen Seufzer.

In diesem Augenblicke erschien Thaïs mit tief herniederfallenden aufgelösten Haaren, mit nackten Füßen und in ein formloses, grobes Gewand gekleidet, das jedoch durch die bloße Berührung ihres Körpers einen göttlichen Reiz annahm. Hinter ihr schritt ein Gärtner, der, in seinem langen Barte halb verborgen, einen Eros aus Elfenbein trug.

Sie gebot dem Manne mit einer Handbewegung Halt und zeigte Paphnucius, indem sie sich ihm näherte, den kleinen Gott:

»Mein Vater,« fragte sie ihn, »soll er auch ins Feuer geworfen werden? Er ist von alter vortrefflicher Arbeit und hundertfach sein Gewicht in Gold wert. Sein Verlust wäre unersetzlich, denn es wird nimmermehr auf Erden einen Künstler geben, der einen so schönen Eros bilden kann. Bedenke auch, mein Vater, daß dieses kleine Kind der Gott der Liebe ist, und daß man ihn nicht grausam behandeln darf. Glaube mir: die Liebe ist eine Tugend und, wenn ich gesündigt habe, geschah es nicht *durch* Eros, mein Vater, sondern *gegen* ihn. Nie werde ich bereuen, was ich seinetwegen getan habe, ich beweine nur, was ich trotz seines Verbotes getan. Er gestattet den Frauen nicht, sich denen hinzugeben, die nicht in seinem Namen kommen. Darum verdient er, geehrt zu werden. Sieh, Paphnucius, wie hübsch dieser kleine Eros ist! Wie anmutig verbirgt er sich im Bart dieses Gärtners! Nikias brachte ihn mir eines Tages, als er mich liebte, indem er sagte: ›Er wird dir von mir sprechen.‹ Aber der Schalk sprach mir von einem jungen Manne, den ich in Antiochia gekannt hatte, und sagte mir nichts von Nikias. Genug Reichtümer sind auf diesem Holzstoße schon zugrunde gegangen, mein Vater! Bewahre diesen Eros und stelle ihn in einem Kloster auf. Die, welche ihn sehen, werden ihr Herz zu Gott wenden, denn die Liebe weiß sich von selbst zu himmlischen Gedanken zu erheben.«

Der Gärtner glaubte den kleinen Eros bereits gerettet und lächelte ihm wie einem Kinde zu, als Paphnucius den Gott seinen Armen entriß und ihn mit den Worten in die Flammen schleuderte:

»Es genügt, daß Nikias ihn berührt hat, um ihn zu einem Gefäß aller Gifte zu machen.«

Dann ergriff er mit vollen Händen die funkelnden Gewänder, die Purpurmäntel, die Goldsandalen, die Käämme, die Badeschaber, die Spiegel, die Lampen, die Theorben und Leiern und warf sie auf den Scheiterhaufen, der kostbarer war als der des Sardanapal, während die vor Zerstörungsfreude trunkenen Sklaven singend und johlend unter einem Regen von Asche und Funken tanzten.

Die Nachbarn erwachten einer nach dem andern von dem Lärm, öffneten die Fenster und suchten, indem sie sich die Augen rieben, woher der starke Rauch komme. Dann stiegen sie halb bekleidet auf den Platz herab und näherten sich dem Scheiterhaufen.

»Was bedeutet das?« dachten sie.

Es befanden sich Kaufleute unter ihnen, denen Thaïs Salben oder Stoffe abzukaufen pflegte. Diese streckten unruhig ihre gelben, ausgetrockneten Gesichter vor und suchten den Vorgang zu begreifen. Junge Wüstlinge, die nach durchschwärmter Nacht, von ihren Sklaven begleitet, heimkehrten, blieben, mit Rosen in den Haaren und nachlässig schleppenden Gewändern, stehen und schrien laut. Diese neugierige Menge, die stets anwuchs, erfuhr bald, daß Thaïs auf den Befehl des Abtes von Antinoë ihre Reichtümer verbrannte, bevor sie sich in ein Kloster zurückzog.

Die Kaufleute überlegten bei sich:

›Thaïs verläßt die Stadt, wir werden ihr nichts mehr verkaufen. Das ist eine schlimme Geschichte. Was soll aus uns werden ohne sie? Dieser Mönch hat sie um den Verstand gebracht. Warum läßt man sie gewähren? Wozu sind die Gesetze da? Gibt es keine Richter mehr in Alexandrien? Diese Thaïs denkt weder an uns noch an unsere Weiber noch an unsere armen Kinder. Ihr Benehmen ist ein öffentliches Ärgernis. Man muß sie zwingen, selbst gegen ihren Willen, in der Stadt zu bleiben.«

Die jungen Leute dachten ihrerseits:

›Wenn Thaïs auf das Theater und die Liebe verzichtet, so ist es um unsere angenehmsten Vergnügungen geschehen. Sie war der köstliche Ruhm, die süße Ehre der Bühne. Sie war die Freude derjenigen sogar, die sie nicht besaßen. Die Frauen, die

man liebte, liebte man in ihr; es wurde kein Kuß gegeben, dem sie gänzlich fremd gewesen wäre, denn sie war die Wollust der Wollust und schon der Gedanke, daß sie neben uns atmete, regte uns zur Freude an.«

So dachten die jungen Leute. Einer derselben, er hieß Chäron, der sie in den Armen gehalten hatte, schrie, es sei eine Entführung, und schmähte den Christengott. Von allen wurde die Handlungsweise der Thaïs streng verurteilt:

»Es ist eine schimpfliche Flucht!«

»Ein feiger Verrat!«

»Sie nimmt uns das Brot vom Munde weg!«

»Sie trägt die Mitgift unserer Töchter fort!«

»Sie sollte wenigstens die Kränze bezahlen, die sie bei mir kaufte!«

»Und die sechzig Gewänder, die sie bei mir bestellt hat!«

»Sie schuldet aller Welt.«

»Wer soll nach ihr die Iphigenia, Elektra und Polyxena darstellen? Selbst der schöne Polybius wird es nicht so gut fertig bringen wie sie.«

»Welch trauriges Leben, wenn ihre Türe geschlossen wird!«

»Sie war der helle Stern, der sanfte Mond des alexandrinischen Himmels.«

Die bekanntesten Bettler der Stadt, Blinde, Lahme und Krüppel, hatten sich unterdessen ebenfalls eingefunden und jammerten, indem sie sich im Schatten der reichen Leute dahinschleppten:

»Wie sollen wir leben, wenn Thaïs nicht mehr da ist, uns zu ernähren? Die Abfälle ihrer Tafel sättigten jeden Tag zweihundert Unglückliche, und ihre Liebhaber warfen uns, wenn sie Thaïs befriedigt verließen, im Vorübergehn die Silberstücke mit vollen Händen zu.«

Einige Diebe, die sich unter die Menge gemischt hatten, stießen ein betäubendes Geschrei aus und drängten ihre Nachbarn, um die Unordnung zu vermehren und desto leichter Kostbarkeiten entwenden zu können.

Nur der alte Taddäus, der milesische Wolle und tarentinische Leinwand verkaufte und dem Thaïs eine große Summe Geldes schuldig war, blieb ruhig und schweigsam

inmitten des Tumults. Mit gespanntem Ohr und schielendem Blicke zupfte er an seinem Bocksbärtchen und schien in Gedanken verloren. Endlich näherte er sich dem jungen Chäron, zog ihn am Ärmel und flüsterte ihm zu:

»Du, Liebling der Thaïs, schöner junger Herr, zeige dich und laß nicht zu, daß ein Mönch sie dir entführe.«

»Beim Pollux und seiner Schwester, das darf nicht geschehen!« rief Chäron aus. »Ich werde Thaïs anreden und, ohne mir schmeicheln zu wollen, denke ich, daß sie mich eher anhören wird als diesen rußigen Lapithen. Platz, Platz! Hundevolk!«

Indem Chäron die Männer mit Faustschlägen traktierte, die alten Weiber niederwarf und die Kinder mit Füßen trat, gelangte er bis zu Thaïs, zog sie beiseite und sagte zu ihr:

»Schönes Kind, sieh mich an, erinnere dich und sage mir, ob du wirklich auf die Liebe verzichtest!«

Aber Paphnucius warf sich zwischen Thaïs und Chäron und rief:

»Gottloser, fürchte den Tod, wenn du diese berührst! Sie ist geheiligt, sie gehört Gott an.«

»Fort, Hundekopf!« gab der junge Lebemann wütend zurück, laß mich mit meiner Freundin sprechen, sonst ziehe ich deinen schmierigen Leib an deinem Barte bis zum Feuer und lasse dich wie eine Bratwurst schmoren.«

Schon streckte er seine Hand nach Thaïs aus. Aber der Mönch stieß ihn mit so unerwarteter Heftigkeit zurück, daß er taumelte und vier Schritte weiter zurück am Fuße des Scheiterhaufens in die Kohlen fiel.

Der alte Taddäus ging unterdessen von einem zum andern, zog die Sklaven an den Ohren und küßte ihren Herren die Hand, reizte jedermann gegen Paphnucius auf und hatte schon eine kleine Truppe gebildet, die entschlossen auf den Entführer im härenen Gewande losging. Chäron erhob sich mit geschwärztem Gesicht, versengtem Haar, von Rauch und Wut erstickt. Er schmähte die Götter und stürzte sich mitten unter die Angreifer, hinter denen die Bettler, ihre Krücken schwingend, einherkrochen. Paphnucius sah sich bald von geballten Fäusten und erhobenen Stöcken umgeben und hörte, wie man ihn mit dem Tode bedrohte.

»Den Raben, das Mönchsaas, den Raben!«

»Nein, werft ihn ins Feuer! Röstet ihn bei lebendigem Leibe!«

Der Mönch ergriff seine schöne Beute, drückte sie an sein Herz und rief mit Donnerstimme:

»Frevler, versucht nicht, die Taube dem Adler des Herrn zu entreißen! Tut vielmehr wie dieses Weib, verwandelt euren Schmutz in Gold! Verzichtet wie sie auf die falschen Güter, die ihr zu besitzen glaubt und die vielmehr euch besitzen! Beeilt euch! Die Tage sind nahe und die göttliche Geduld fängt an zu ermüden. Tut Buße, bekennt eure Schande, weinet und betet! Wandelt auf den Spuren der Thaïs! Verabscheuet eure Verbrechen, die ebenso groß sind wie die ihrigen! Wer von euch, arm oder reich, Kaufmann, Soldat, Sklave oder hochstehender Bürger, darf vor Gott sagen, daß er besser sei als eine Buhldirne? Ihr seid alle nichts anderes als lebender Kehricht, und nur durch ein Wunder der himmlischen Güte verwandelt ihr euch nicht auf der Stelle in strömende Kotbäche.«

Während er also sprach, sprühten seine Augen Blitze. Es war, als ob glühende Kohlen von seinen Lippen fielen, und die, welche ihn umstanden, hörten ihm unwillkürlich zu.

Aber auch der alte Taddäus blieb nicht untätig. Er sammelte Steine und Austernschalen, barg sie in einer Falte seines Gewandes, und, da er sie nicht selbst zu werfen wagte, ließ er sie den Bettlern in die Hände gleiten. Bald flogen die Kiesel, und eine geschickt geschleuderte Muschel zerschnitt dem Paphnucius die Stirne. Das über sein düsteres Märtyrergesicht fließende Blut tropfte als nochmalige Taufe auf das Haupt der Büberin, und Thaïs, die sich von der Umarmung des Mönchs bedrückt fühlte und deren zarter Körper sich an seinem rauhen Gewande wund rieb, schauerte vor Schrecken und Entsetzen zusammen.

In diesem Augenblicke bahnte sich ein elegant gekleideter Mann, mit eppichbekränzter Stirne einen Weg durch die Menge der Wütenden und rief:

»Haltet ein, haltet ein! Dieser Mönch ist mein Bruder!«

Es war Nikias, der, nachdem er dem Philosophen Eukritus die Augen geschlossen, über den Platz nach seiner Behausung ging und dabei ohne besondere Überraschung (denn er wunderte sich über nichts) den rauchenden Scheiterhaufen, Thaïs im Sklavengewande und Paphnucius unter einem Steinhagel erblickte.

Er wiederholte:

»Haltet ein, sag' ich! Schont meinen alten Mitschüler! habet Achtung vor dem teuren Haupte des Paphnucius!«

Da er aber nur an die scharfsinnigen Erörterungen der Weisen gewöhnt war, so fehlte ihm die gebieterische Energie, welche die Geister des Volkes unterwirft. Man hörte nicht auf ihn. Ein neuer Hagel von Steinen und Schalen fiel auf den Mönch, der Thaïs mit seinem Körper deckte und den Herrn pries, dessen Güte seine Wunden in Liebkosungen verwandelte. Da Nikias daran verzweifelte, sich Gehör zu verschaffen und durch Überredung oder Gewalt seinen Freund zu retten, wollte er die Sache schon den Göttern überlassen, in die er allerdings wenig Vertrauen setzte, als ihm seine Menschenverachtung plötzlich eine List eingab. Er löste seinen Beutel, welcher, als der eines lebenslustigen und mildtätigen Menschen, mit Gold und Silber gespickt war, vom Gürtel, lief damit zu allen denen, die Steine warfen, und ließ das Metall an ihren Ohren klingen. Sie gaben anfangs nicht acht darauf, so groß war ihre Wut, aber nach und nach schielten sie nach dem klingenden Golde hin, und bald bedrohten ihre bereits ermüdenden Arme ihr Opfer nicht mehr. Da Nikias sah, daß er ihre Augen und Sinne auf sich gezogen, öffnete er seinen Beutel und fing an, einige Gold und Silberstücke unter die Menge zu werfen. Die Gierigsten bückten sich, um sie aufzulesen. Durch diesen ersten Erfolg ermutigt, streute der Philosoph bald hierhin, bald dorthin Drachmen und Dinare aus. Beim Klirren der auf dem Pflaster tanzenden Metallstücke warf sich die Meute der Verfolger auf den Boden. Bettler, Sklaven und Kaufleute wälzten sich um die Wette im Staube, während die um Chäron gescharten Patrizier mit lautem Lachen dieses Schauspiel betrachteten. Selbst Chäron vergaß darüber seinen Zorn. Seine Freunde ermutigten die sich balgenden Nebenbuhler, wählten sich die besten Kämpfer aus und wetteten auf sie. Sobald ein Streit entstand, hetzten sie die Elenden auf, wie man bissige Hunde gegeneinander aufhetzt. Als es einem Krüppel ohne Beine gelang, eine Drachme zu erhaschen, drang das Jubelgeschrei bis zum Himmel. Die jungen Leute fingen selbst an, Geldstücke zu werfen, und man sah auf dem ganzen Platze nur noch ein unendliches Meer von Rücken, die unter einem Metallregen, wie die Wellen eines sturmbewegten Meeres, aneinanderprallten. Paphnucius war vergessen.

Nikias lief zu ihm, warf seinen Mantel über ihn und zog ihn samt der Thaïs in enge Gäßchen, wo sie nicht mehr verfolgt wurden. Sie eilten eine Zeitlang schweigend weiter, verlangsamten dann, als sie sich außer Gefahr sahen, ihren Schritt, und Nikias sagte in halb traurigem, halb spottendem Tone:

»So bleibt es denn dabei. Pluto raubt Proserpina, und Thaïs will fern von uns meinem weltfeindlichen Freunde folgen.«

»Ja, Nikias,« antwortete Thaïs, »ich bin es müde, mit Leuten deines Schlages, mit lächelnden, wohlduftenden und wohlwollenden Egoisten zu leben. Ich bin überdrüssig dessen, was ich kenne, und suche das, was ich nicht kenne. Ich habe erfahren, daß meine Freude nicht die richtige Freude war, und nun belehrt mich dieser Mann, daß im Schmerz die wahre Freude liegt. Ich glaube ihm, denn er weiß die Wahrheit.«

»Und ich, befreundete Seele,« erwiderte Nikias lächelnd, »weiß die Wahrheiten. Er hat nur eine, ich habe sie alle. Ich bin reicher als er, bin aber deswegen weder stolzer noch glücklicher.«

Da Nikias sah, daß der Mönch ihm flammende Blicke zuwarf, wandte er sich zu ihm mit den Worten:

»Lieber Paphnucius, glaube nicht, daß ich dich äußerst lächerlich noch auch ganz unvernünftig finde. Wenn ich mein Leben mit deinem vergleiche, könnte ich kaum sagen, welches an sich vorzuziehen sei. Ich werde nun sofort das Bad nehmen, das mir Krobyle und Myrtale bereit halten, ich werde den Flügel eines Fasanen vom Phasus essen und dann zum hundertsten Male ein Märchen des Opulejus oder einen Traktat des Porphyrius lesen. Du aber wirst in deine Zelle zurückkehren, dort wie ein fügsames Kamel niederknien, irgendwelche schon längst gekaute und wiedergekaute Beschwörungsformeln murmeln und am Abend Rettiche ohne Öl verschlingen. Indem wir diese scheinbar so verschiedenen Handlungen vollziehen, mein Lieber, werden wir beide dem gleichen Gefühl, dem einzigen Beweggrund aller menschlichen Handlungen gehorchen; wir werden beide unser Vergnügen suchen und uns beide das gleiche Ziel stecken: das Glück, das unmögliche Glück! Es stünde mir daher übel an, dir unrecht zu geben, teures Haupt, wenn ich mir selbst recht gebe.

Und du, meine Thaïs, geh und erfreue dich! Sei, wenn es möglich ist, in der strengen Enthaltbarkeit noch glücklicher, als du es in Reichtum und Vergnügen warst! Im ganzen genommen, erkläre ich dich für beneidenswert. Denn während Paphnucius und ich während unseres ganzen Daseins, unserer Natur gehorsam, nur eine einzige Art der Selbstbefriedigung verfolgt haben, wirst du, teure Thaïs, in deinem Leben entgegengesetzte Genüsse gekostet haben, wie sie nur selten ein und derselbe Mensch kennen lernt. Ich möchte in der Tat gern auf eine Stunde ein Heiliger von der Art unseres teuren Paphnucius sein. Aber das ist mir nicht gestattet. Lebe denn wohl, Thaïs! Gehe, wohin dich die geheimen Mächte deiner Natur und deines Geschickes führen! Geh und nimm die Segenswünsche des Nikias mit dir! Ich kenne ihre Nichtigkeit; aber kann ich dir etwas Besseres mitgeben, als unfruchtbares Bedauern und leere Wünsche, zum Dank für die reizenden Trugbilder, die mich einst in deinen

Armen umgaukelten und von denen mir nur der Schatten übrigbleibt? Lebe wohl, meine Wohltäterin! Lebe wohl, Güte, die sich selbst nicht kennt, geheimnisvolle Tugend, Freude der Menschen! Lebe wohl, herrlichstes Bild, das je die Natur zu einem unbekanntem Zwecke auf die trügerische Erde geworfen hat!«

Während er sprach, kochte ein dumpfer Zorn im Herzen des Mönchs und machte sich endlich in Verwünschungen Luft:

»Von hinnen, Verdammter! Ich verachte und hasse dich! Von hinnen, Höllensohn, der du tausendfach schlechter bist als die armen Verirrten, die soeben Steine und Verwünschungen auf mich schleuderten! Sie wußten nicht, was sie taten, und Gottes Gnade, die ich für sie erflehe, kann eines Tages in ihr Herz niedersteigen. Du aber, abscheulicher Nikias, du bist nichts als treuloses Gift und bittere Galle. Der Atem deines Mundes haucht Verzweiflung und Tod aus. Ein einziges Lächeln von dir enthält mehr Gotteslästerungen, als in einem Jahrhundert dem rauchenden Schlunde Satans entweichen. Zurück, Verlorener!«

Nikias blickte ihn zärtlich an.

»Lebe wohl, mein Bruder,« rief er ihm zu, »und mögest du bis zum letzten Atemzuge die Schätze deines Glaubens, deines Hasses und deiner Liebe bewahren! Lebe wohl, Thaïs! Umsonst wirst du mich vergessen, da ich die Erinnerung an dich bewahre.«

Er verließ sie nachdenklich und schritt durch die krummen Gassen in der Nähe des großen Begräbnisplatzes von Alexandrien, wo die Grabestöpfer wohnen. Ihre Kramladen waren voll von jenen hell bemalten Tonfigürchen, welche Götter, Göttinnen, Mimen, Frauen oder geflügelte Genien darstellen und die man mit den Toten zu beerdigen pflegt. Er dachte, daß vielleicht einige dieser bescheidenen Bildwerke, die er vor Augen hatte, die Gefährten seines ewigen Schlummers sein würden. Es schien ihm, als ob ein kleiner Eros in aufgeschürztem Gewande ihn spöttisch anlachte. Der Gedanke an sein eigenes Begräbnis, welches er voraussah, war ihm unangenehm. Um seine Traurigkeit niederzukämpfen, versuchte er es mit der Philosophie und baute sich folgenden Gedankengang auf:

›Es ist ausgemacht,‹ sagte er sich, ›daß die Zeit nichts Reales ist. Sie ist vielmehr eine reine Illusion unseres Geistes. Wie kann sie also, da sie nicht existiert, mir den Tod bringen? . . . Will ich damit sagen, daß ich ewig leben werde? Nein! Aber ich folgere daraus, daß mein Tod ebensosehr gegenwärtig ist und immer war, als er es je sein wird. Ich fühle ihn noch nicht, und doch ist er vorhanden; und ich brauche ihn nicht zu fürchten, denn es wäre eine Torheit, die Ankunft dessen zu befürchten, was bereits

gekommen ist. Der Tod ist da, wie die letzte Seite eines Buches. das ich lese, aber noch nicht beendet habe.«

Dieser Gedankengang beschäftigte ihn, ohne ihn zu ermuntern, auf dem ganzen Wege. Er war noch immer in düsterer Stimmung, als er, auf der Schwelle seines Hauses angekommen, das helle Lachen von Krobyle und Myrtale vernahm, die in Erwartung seiner Ankunft Ball spielten.

### **Siebentes Kapitel.**

Paphnucius und Thaïs verließen die Stadt durch das Tor des Mondes und gingen längs des Meeresufers dahin.

»Weib,« sprach der Mönch, »dieses ganze große blaue Meer vermöchte nicht, deine Unreinheit zu tilgen.«

Er sprach mit Zorn und Verachtung zu ihr:

»Unreiner als Hündinnen und Bachen, hast du den Heiden und Abtrünnigen einen Körper preisgegeben, den der Ewige geformt hatte, um sich einen Tempel zu bereiten, und deine Unreinheit ist so groß, daß du jetzt, da du die Wahrheit kennst, weder deine Lippen schließen noch deine Hände vereinigen kannst, ohne daß der Ekel vor dir selbst dir das Herz umdrehen sollte.«

Sie folgte ihm gehorsam auf harten Wegen unter der brennenden Sonne. Die Müdigkeit brach ihr die Kniee, und der Durst entflammte ihren Atem. Aber ferne davon, jene falsche Frömmigkeit zu empfinden, welche weltliche Herzen verweichlicht, freute sich Paphnucius der Leiden, durch welche dieser Leib seine Sunden abbüßte. In seinem heiligen Eifer hätte er diesen Körper, der seine Schönheit, wie ein schreiendes Zeugnis seiner Schmach, bewahrte, am liebsten mit Ruten zerrissen. Seine innere Andacht nährte seine fromme Wut, und, da er sich erinnerte, daß Thaïs Nikias ihre Gunst geschenkt hatte, machte er sich ein so entsetzliches Bild davon, daß all sein Blut zum Herzen strömte und seine Brust dem Zerspringen nahe war. Seine Verwünschungen blieben ihm in der Kehle stecken und äußerten sich nur durch Zähneknirschen. Er stellte sich mit einem Sprunge, bleich, schreckhaft, voll von Gott, vor sie hin, blickte ihr bis in die Seele und spuckte ihr ins Gesicht.

Ruhig wischte sie ihr Gesicht ab, ohne ihren Gang zu unterbrechen. Er folgte ihr nunmehr, indem er seine Blicke auf sie, wie auf einen Abgrund, heftete. Er schritt in heiliger Entrüstung weiter und dachte daran, Christus zu rächen, damit Christus nicht

sich selbst räche, als er einen Blutstropfen erblickte, der vom Fuße der Thaïs in den Sand rann. Da fühlte er einen unerwarteten frischen Hauch in sein offenes Herz einziehen, ein Schluchzen drang ihm in die Kehle, er weinte, warf sich vor ihr nieder, nannte sie seine Schwester und küßte ihre blutenden Füße. Er wiederholte hundertmal:

»Meine Schwester, meine Schwester, meine Mutter, o Allerheiligste!«

Er betete:

»Engel des Himmels, verwahret sorgfältig diesen Blutstropfen und tragt ihn vor den Thron des Herrn! Möge eine Wunderblume dem vom Blute der Thaïs getränkten Sande entsprossen, damit jedermann, der diese Blume sieht, die Reinheit des Herzens und der Sinne zurückgewinnet! O heilige, heilige, allerheiligste Thaïs!«

Während er dergestalt betete und weissagte, ritt ein junger Bursche auf einem Esel vorüber. Paphnucius befahl ihm, abzusteigen, setzte Thaïs auf den Rücken des Tieres, faßte es am Zügel und setzte so seinen Weg fort. Als sie gegen Abend an einem von schönen Bäumen beschatteten Kanal ankamen, band er den Esel an einen Dattelbaum, setzte sich auf einen bemoosten Stein und teilte mit Thaïs ein Brot, das sie, mit Salz und Ysop gewürzt, verzehrten. Sie tranken dazu frisches Wasser aus der hohlen Hand und sprachen von ewigen Dingen. Sie sagte:

»Ich habe nie so reines Wasser getrunken, noch eine so leichte Luft geatmet. Ich fühle, daß Gott in den vorüberziehenden Abendwinden schwebt.«

Paphnucius antwortete:

»Schon bedecken die blauen Schatten der Nacht die Hügel, meine Schwester. Aber bald wirst du im Morgenrot die Zelte des Lebens schimmern sehen. Bald werden dir die Rosen des ewigen Morgens erglänzen.«

Sie wanderten die ganze Nacht hindurch, und während die Mondsichel den silbernen Rand der Wellen küßte, sangen sie Psalmen und Lieder. Als die Sonne sich erhob, dehnte sich die Wüste vor ihnen wie eine ungeheure Löwenhaut über das libysche Land aus.

Am Rande der Sandfläche erhoben sich weiße Zellen neben grünen Palmbäumen im Frührot.

»Mein Vater,« fragte Thaïs, »sind das die Zelte des Lebens?«

»So ist es, meine Tochter und meine Schwester. Dies ist das Haus des Heiles, wo ich dich mit eigenen Händen einschließen werde.«

Bald sahen sie überall Frauen, welche sich, wie Bienen um den Bienenkorb, um die Büberzellen zu tun machten. Einige buken Brot oder richteten Gemüse zu. Andere spannen Wolle. Und das Licht des Himmels strahlte wie ein Lächeln Gottes auf sie herab. Andere waren im Schatten der Tamarisken in Andacht versunken; ihre weißen Hände hingen lässig herab, denn, da sie voll von Liebe waren, hatten sie das Teil der Maria erwählt und widmeten sich gänzlich dem Gebet, der Erbauung und der Ekstase. Darum nannte man sie auch die Marien und ließ sie sich weiß kleiden. Diejenigen dagegen, welche mit ihren Händen arbeiteten, hießen Marthen und trugen blaue Gewänder. Alle aber trugen sie den Schleier, unter dem die Jüngsten eine Locke auf ihre Stirne hervorgleiten ließen. Es ist jedoch anzunehmen, daß es wider ihren Willen geschah, denn die Vorschriften erlaubten es nicht. Eine große, weißhaarige, hochbetagte Frau ging auf einen harthölzernen Stab gestützt von Zelle zu Zelle. Paphnucius nahte ihr achtungsvoll, küßte den Saum ihres Schleiers und sagte:

»Der Friede des Herrn sei mit dir, ehrwürdige Albina! Ich bringe zu dem Bienenkorbe, dessen Königin du bist, eine Biene, die ich auf einem blumenlosen Wege verirrt gefunden habe. Ich habe sie in der hohlen Hand geborgen und mit meinem Atem erwärmt. Ich gebe sie dir.«

Er deutete dabei mit dem Finger auf die Schauspielerin, die vor der Tochter der Cäsaren niederkniete.

Albina richtete einen Augenblick ihren durchdringenden Blick auf Thaïs, befahl ihr, sich zu erheben, küßte sie auf die Stirne und wandte sich dann zu dem Mönche mit den Worten:

»Wir werden sie unter die Marien einreihen.«

Paphnucius erzählte ihr hierauf, auf welchen Wegen Thaïs zum Hause des Heils geführt worden sei, und bat, daß man sie fürs erste in eine Zelle einschließe. Die Äbtissin willigte ein und führte die Büberin in die Zelle, welche seit dem Tode der Jungfrau Laeta, die sie geheiligt hatte, leer geblieben war. Es stand in der engen Kammer nur ein Bett, ein Tisch und ein Krug, und Thaïs wurde, als sie den Fuß auf die Schwelle setzte, von unendlicher Freude durchdrungen.

»Ich will selbst die Türe verschließen,« sagte Paphnucius, »und das Siegel aufdrücken, das Jesus mit eigenen Händen brechen wird.«

Er nahm am Rande des Brunnens eine Handvoll feuchter Tonerde, legte eines seiner Haare mit etwas Speichel hinein und drückte das Ganze in eine Spalte der Türe. Dann trat er vor das Fenster, an dem Thaïs ruhig und zufrieden saß, fiel auf die Kniee, lobte dreimal den Herrn und rief:

»Wie liebenswert ist die, welche auf den Wegen des Lebens wandelt! Wie schön sind ihre Füße und wie glänzt ihr Angesicht!«

Dann erhob er sich, zog seine Kapuze über die Augen und entfernte sich langsam.

Albina rief eine ihrer Jungfrauen herbei.

»Geh, meine Tochter,« sagte sie, »und bringe der Thaïs, was sie braucht: Brot, Wasser und eine dreilöchrige Flöte.

### **Drittes Buch. Die Wolfsmilch**

#### **Erstes Kapitel.**

Paphnucius war in die heilige Wüste zurückgekehrt. Er hatte bei Athribis das Schiff bestiegen, das den Nil hinauffuhr, um das Kloster des Abtes Serapion mit Lebensmitteln zu versehen. Als er landete, kamen ihm seine Jünger mit lebhaften Freudebezeugungen entgegen. Die einen hoben die Arme gen Himmel, die andern warfen sich auf den Boden und küßten die Sandalen des Abtes. Sie wußten bereits, was der Heilige in Alexandrien vollführt hatte, denn die Mönche erhielten sehr oft auf unbekanntem, schnellem Wege die Nachrichten, welche die Sicherheit oder den Ruhm der Kirche betrafen. Die Neuigkeiten durchliefen die Wüste mit der Schnelligkeit des Simuns.

Während Paphnucius im Sande weiterschritt, folgten ihm die Jünger, indem sie den Herrn priesen. Flavianus, der älteste der Brüder, fing, von frommer Begeisterung ergriffen, plötzlich an, ein ihm eingegebenes neues Lied zu singen:

»Glücklicher Tag! Siehe, unser Vater ist uns wiedergegeben! Er kehrt zu uns zurück, mit neuen Verdiensten geschmückt, deren Wert uns wird angerechnet werden! Denn die Tugenden des Vaters sind der Reichtum der Kinder und die Heiligkeit des Abtes erfüllt alle Zellen mit Balsam.

Paphnucius, unser Vater, hat Jesu Christo eine neue Braut zugeführt. Er hat durch seine Wunderkraft ein schwarzes Lamm in ein weißes verwandelt. Darum kehrt er, mit neuen Verdiensten geschmückt, zu uns zurück.

Er gleicht der Biene der Arsinoïtis, die mit der Blumen Nektar beladen ist; er gleicht dem nubischen Widder, der die Last seiner reichen Wolle kaum tragen kann.

Laßt uns diesen Tag feiern, indem wir unsere Speisen mit Öl würzen!«

Als sie an die Schwelle der Abtswelle gekommen waren, warfen sie sich alle auf die Kniee und sagten:

»Möge unser Vater uns segnen und jedem von uns ein Maß Öl geben, um seine Rückkehr zu feiern!«

Nur Paul der Einfältige blieb aufrecht stehen und fragte: »Wer ist dieser Mann?« denn er erkannte Paphnucius nicht wieder. Aber niemand beachtete, was er sagte, weil man wußte, daß er des Verstandes entbehre, obwohl er sehr fromm war.

Der Abt von Antinoë sprach zu sich selbst, nachdem er sich in seine Zelle eingeschlossen hatte:

›So habe ich denn endlich die Stätte meiner Ruhe und meiner Glückseligkeit zurückgewonnen. Ich bin in die feste Burg meiner Zufriedenheit zurückgekehrt. Woher kommt es nun, daß dieses teure Schilfdach mich nicht als Freund empfängt und daß diese Mauern mir nicht zurufen: Sei willkommen! Nichts hat sich seit meinem Weggang in diesem auserwählten Heim verändert. Hier stehen mein Tisch und mein Bett. Hier liegt der Mumienkopf, der mir so manches Mal heilsame Gedanken eingegeben, und hier das Buch, worin ich so oft die Bilder Gottes gesucht habe. Und doch finde ich nichts von dem wieder, das ich verlassen habe. Die Dinge erscheinen mir in betrübender Weise ihrer gewohnten Reize beraubt zu sein. Es kommt mir vor, als ob ich sie heute zum ersten Male sehe. Wenn ich diesen Tisch und dieses Lager, die ich einst mit eigenen Händen gezimmert, diesen schwarzen, ausgetrockneten Kopf, diese von Gottes Wort erfüllten Papyrusrollen betrachte, so glaube ich das Hausgeräthe eines Toten zu sehen. Sie, die ich so gut kannte, erkenne ich nicht wieder. Ach! Da sich aber in Wirklichkeit nichts um mich her verändert hat, muß ich nicht mehr der sein, welcher ich war. Ich bin ein anderer geworden. Jener Tote war ich! Was ist aus ihm geworden, mein Gott? Was hat er mit sich fortgenommen? Was hat er mir zurückgelassen? Und wer bin ich?«

Es beunruhigte ihn namentlich, daß er seine Zelle unwillkürlich klein fand, während sie, mit den Augen des Glaubens betrachtet, unendlich scheinen mußte, da die Unendlichkeit Gottes darin begann.

Er legte sich mit der Stirne auf den Boden und betete. Dadurch gewann er einige Freudigkeit zurück. Er hatte kaum eine Stunde also zugebracht, als ihm das Bild der Thaïs vor das geistige Auge trat, und er dankte Gott dafür:

›Jesus! Du sendest sie mir. Ich erkenne daran deine unendliche Güte: du willst, daß ich mich am Anblick derjenigen weide und erheitere, die ich dir gegeben habe. Du führst mir ihr nunmehr entwaffnetes Lächeln, ihre fortan unschuldige Anmut, ihre Schönheit, der ich den Stachel entriß, vor Augen. Um mir wohlzutun, mein Gott, zeigst du sie mir so, wie ich sie zu deinem Wohlgefallen geschmückt und gereinigt habe, wie ein Freund seinem Freunde lächelnd das angenehme Geschenk in Erinnerung ruft, das er von ihm empfing. Darum schaue ich diese Frau mit Lust an, da ich weiß, daß du sie mir erscheinen läßt. Du hast die Güte, nicht zu vergessen, daß ich sie dir gegeben, mein Jesus! Behalte sie, da sie dir gefällt, und lasse keinenfalls zu, daß ihre Reize für andere glänzen, als für dich.‹

Er konnte die ganze Nacht nicht schlafen und sah Thaïs deutlicher, als er sie in der Nymphengrotte gesehen hatte. Er gab sich darüber Rechenschaft mit den Worten:

›Was ich getan, habe ich für Gottes Ruhm getan.‹

Aber zu seiner großen Verwunderung konnte er den Frieden des Herzens nicht finden. Er seufzte:

›Warum bist du traurig, meine Seele, und warum beunruhigst du mich?‹

Aber seine Seele blieb friedlos. Er verharrte dreißig Tage lang in diesem Zustand der Traurigkeit, welcher dem Einsiedler furchtbare Versuchungen anzukündigen pflegt. Das Bild der Thaïs verließ ihn weder tags noch nachts. Er verjagte es jedoch nicht, weil er noch immer glaubte, es komme von Gott und sei das Bild einer Heiligen. Eines Morgens aber erschien sie ihm im Traum, mit Veilchen bekränzt und so gefährlich in ihrer sanften Anmut, daß er vor Entsetzen aufschrie und, mit kaltem Schweiß bedeckt, erwachte. Die Augen noch vom Schlafe beschwert, fühlte er einen feuchtwarmen Atem über sein Gesicht streichen: Ein kleiner Schakal hatte die Vorderfüße auf das Kopfende des Bettes gesetzt, blies ihm seinen übelriechenden Atem ins Gesicht und schien aus vollem Halse höhnisch zu lachen.

Paphnucius fühlte sich unendlich überrascht. Ein Turm schien ihm unter seinen Füßen zu versinken, und in der Tat stürzte er von der Höhe seines zusammengebrochenen Vertrauens herab. Eine Zeitlang war er unfähig zu denken. Als er seinen Geist wieder zu sammeln vermochte, vermehrte sein Nachdenken lediglich seine Unruhe.

›Eines ist nur möglich,‹ sagte er sich; ›entweder kommt dieses Gesicht, wie die früheren, von Gott: dann war es gut und nur meine natürliche Verderbtheit hat es verwandelt, wie der Wein in einem unreinen Becher sauer wird. Ich habe durch meine Unwürdigkeit die Erbauung in ein Ärgernis verkehrt, und der teuflische Schakal hat daraus sofort einen großen Vorteil gezogen. Oder aber dieses Gesicht kommt nicht von Gott, sondern im Gegenteil vom Teufel und war schon an sich verpestet. In diesem Falle müßte ich jetzt auch bezweifeln, daß die früheren Gesichte einen himmlischen Ursprung hätten, wie ich geglaubt habe. Ich kann also jenes Unterscheidungsvermögen nicht besitzen, welches dem Büßer unentbehrlich ist. Wie dem auch sei, Gott zieht sich von mir zurück, das fühle ich, kann mir den Grund aber nicht erklären.‹

Solches waren seine Gedanken, und er fragte mit Angst im Herzen:

›Gerechter Gott, welche Prüfungen legst du deinen Dienern auf, wenn die Erscheinungen dieser Heiligen eine Gefahr für sie sind? Laß mich an einem deutlichen Zeichen erkennen, was von dir kommt und was von dem andern!‹

Da jedoch Gott, dessen Ratschlüsse undurchdringlich sind, es nicht für gut befand, seinen Diener aufzuklären, so beschloß der von Zweifeln geplagte Paphnucius, nicht mehr an Thaïs zu denken. Aber er bemühte sich vergebens. Die Abwesende ließ ihm keine Ruhe. Sie blickte ihn an, mochte er lesen, nachdenken oder beten. Ihr geistiges Nahen pflegte von einem leichten Rauschen begleitet zu sein, das dem eines durch den Gang hin und her bewegten Frauengewandes glich, und die Visionen selbst waren von einer Klarheit, wie sie die Wirklichkeit nicht bietet, denn diese ist von sich aus bewegt und verworren, während die Erscheinungen, die sich in der Einsamkeit einstellen, deren tiefen Charakter tragen und von mächtiger Beständigkeit sind. Die äußere Erscheinung der Thaïs war mannigfaltig, bald sah er sie nachdenklich, mit ihrem letzten vergänglichen Kranze auf der Stirne: wie beim Gastmahl des Cotta in ein malvenfarbenes, mit silbernen Blumen besätes Kleid gehüllt, bald wollüstig unter einer Wolke leichter Schleier und vom lauen Halbschatten der Nymphengrotte umgeben, bald fromm und unter dem härenen Gewande von himmlischer Freude strahlend, bald tragisch die Augen in Todesangst weit aufgerissen und die mit ihrem Herzblute rotgefärbte Brust entblößend.

Was Paphnucius an diesen Gesichtern besonders erschreckte, war der Umstand, daß die Kränze, Gewänder und Schleier, die er mit eigenen Händen verbrannt hatte, so unversehrt zurückkehren konnten. Es wurde ihm klar, daß diese Dinge eine unverwüstliche Seele besaßen, und er rief aus:

›Siehe, die unzähligen Seelen der Sünden der Thaïs kommen zu mir!‹

Wenn er den Kopf abwandte, fühlte er Thaïs hinter sich und empfand um so größere Unruhe. Seine Leiden waren furchtbar. Da jedoch sein Geist und sein Körper rein blieben inmitten der Versuchungen, hoffte er auf Gott und machte ihm sanfte Vorwürfe:

›Mein Gott, wenn ich unter die fernen Heiden gegangen bin, um sie zu suchen, so tat ich es um deinetwillen, nicht für mich selbst. Es wäre nicht gerecht, wenn ich für das leiden müßte, was ich um deinetwillen getan. Beschütze mich, lieber Jesus! Mein Heiland, heile mich. Lasse nicht zu, daß eine Erscheinung vollführe, was der Körper nicht vollführen konnte. Da ich über das Fleisch gesiegt habe, leide nicht, daß mich sein Schatten zu Boden werfe. Ich erkenne, daß ich gegenwärtig größeren Gefahren ausgesetzt bin als jemals. Ich empfinde und erfahre, daß der Traum mächtiger ist als die Wirklichkeit. Und wie könnte dem anders sein, da er selbst eine Wirklichkeit von höherer Art ist? Er ist die Seele der Dinge. Selbst Plato, der nur ein Götzendiener war, hat das Sonderdasein der Ideen anerkannt. An jenem Gastmahl der bösen Geister, zu dem du mich begleitet hast, o Herr, habe ich gehört, wie Menschen, die zwar von Verbrechen besudelt waren, aber sicher nicht des Verstandes entbehrten, einstimmig bekannten, daß wir in der Einsamkeit, in der Betrachtung und in der Verzückung wirkliche Dinge wahrnehmen, und deine Heilige Schrift, mein Gott, bezeugt mehrfach die Bedeutsamkeit der Träume und die Kraft der Visionen, sei es, daß du, herrlicher Gott, sie schickest, sei es, daß sie von deinem Feinde herrühren.‹

Ein neuer Mensch war in ihn eingezogen, und nun rechtete er mit Gott, aber Gott beeilte sich nicht, ihn aufzuklären. Seine Nächte waren nur noch ein langer Traum, und seine Tage unterschieden sich kaum von seinen Nächten. Eines Tages stieß er beim Erwachen Seufzer aus, wie sie beim Mondschein aus Gräbern aufsteigen, welche die Opfer von Verbrechen umschließen. Thaïs war gekommen, hatte ihm ihre blutenden Füße gezeigt und, während er weinte, sich auf sein Lager hingestreckt. Nun konnte er nicht mehr zweifeln: das Bild der Thaïs war ein unreines Bild.

Von Ekel erfüllt sprang er von seinem verunreinigten Lager auf und verbarg das Gesicht in den Händen, um das Tageslicht nicht mehr zu sehen. Aber die Stunden verstrichen, ohne seine Schande hinwegzunehmen. Alles schwieg in der Zelle. Zum

erstmals seit langen Tagen war Paphnucius allein. Die Erscheinung hatte ihn endlich verlassen, aber selbst ihre Abwesenheit war schrecklich. Er fand nichts, womit er sich von der Erinnerung an seinen Traum hätte befreien können, und er dachte voll Entsetzen:

›Warum habe ich sie im Traume nicht zurückgestoßen? Warum habe ich mich nicht ihrer zugleich kalten und heißen Umarmung entrissen?‹

Er wagte nicht mehr, den Namen Gottes neben diesem sündhaften Lager auszusprechen und fürchtete, daß die Dämonen in seine nunmehr entweihte Zelle jeder Zeit unbehindert eindringen könnten. Seine Befürchtung war nicht unbegründet: Die sieben kleinen Schakale, die früher nur bis zur Schwelle kamen, schlichen einer nach dem andern ein und legten sich unter das Bett. Zur Vesperstunde kam ein achter dazu, der übel roch, wie die Pest. Am folgenden Tag kam ein neunter, und bald waren es ihrer dreißig, dann sechzig, dann achtzig. Sie wurden immer kleiner, je zahlreicher sie wurden, und bedeckten in der Größe von Ratten den Boden, das Bett und den Tisch. Einer sprang auf das Holzbrettchen am Kopfende des Bettes, stellte sich mit den vier Füßen auf den Schädel des Mumienkopfes und blickte den Mönch mit glühenden Augen an. Und jeden Tag kamen ihrer noch mehr.

Um für seinen sündigen Traum Buße zu tun und den unreinen Gedanken zu entfliehen, beschloß Paphnucius, seine verpestete Zelle zu verlassen und im Innern der Wüste unerhörte Kasteiungen zu üben und völlig neue Glaubenstaten zu verrichten. Bevor er jedoch sein Vorhaben ausführte, begab er sich zu dem greisen Palämon, um ihn um Rat zu fragen.

Er fand ihn in seinem Garten mit dem Begießen des Lattichs beschäftigt. Es war gegen Abend. Der Nil war blau und floß an veilchenfarbenen Hügeln vorbei. Der gute Alte schritt sachte einher, um eine auf seiner Schulter sitzende Taube nicht zu erschrecken.

›Der Herr sei mit dir, Bruder Paphnucius!‹ sagte er. ›Bewundere seine Güte! Er schickt mir seine Tiere, die er geschaffen, damit ich mich mit ihnen über seine Werke unterhalte und ihn in den Vögeln des Himmels verherrliche. Sieh diese Taube an, betrachte die wechselnden Schattierungen ihres Halses und sage, ob sie nicht ein schönes Werk Gottes ist! Aber hast du vielleicht über irgendeinen frommen Gegenstand mit mir zu sprechen? In diesem Falle setze ich meine Gießkanne nieder und höre dir zu.‹

Paphnucius erzählte dem Greise von seiner Reise, seiner Rückkehr, den Visionen seiner Tage und den Träumen seiner Nächte, ohne den sündhaften Traum und die Menge der Schakale zu verschweigen.

»Glaubst du nicht, mein Vater,« so schloß er, »daß ich mich in das Innere der Wüste begeben muß, um dort außerordentliche Taten zu vollbringen und den Teufel durch meine Kasteiungen in Staunen zu versetzen?«

»Ich bin nur ein armer Sünder«, antwortete ihm Palämon, »und kenne die Menschen wenig, da ich mein ganzes Leben in der Gesellschaft von Gazellen, Hasen und Tauben in diesem Garten zugebracht habe. Aber mir scheint, daß dein Leiden, mein Bruder, besonders daher kommt, daß du ohne schonenden Übergang von den Aufregungen der Welt in die Ruhe der Einsamkeit zurückgekehrt bist. Diese schroffen Veränderungen können dem Seelenheil nur schaden. Du gleichst einem Menschen, mein Bruder, der sich fast gleichzeitig großer Hitze und großer Kälte aussetzt. Der Husten schüttelt ihn, und Fieber quält ihn. An deiner Stelle, Bruder Paphnucius, würde ich mich durchaus nicht sofort in die schrecklichste Wildnis zurückziehen, sondern mir die Zerstreuungen gönnen, die einem Mönch und einem strengen Abte erlaubt sind. Ich würde die Klöster der Nachbarschaft besuchen. Einige darunter sind, wie man sagt, wunderbar. Das des Abtes Serapion soll tausendvierhundertzweiunddreißig Zellen enthalten, und die Mönche sind dort in ebensoviel Legionen eingeteilt, als das griechische Alphabet Buchstaben enthält. Man versichert sogar, daß gewisse Beziehungen bestehen zwischen dem Charakter der Mönche und der Gestalt der Buchstaben, denen sie zugeteilt sind; daß zum Beispiel die zur Legion Z gehörigen gerne Winkelzüge machen, während die Legionäre des Buchstabens I völlig geraden Charakters sind. An deiner Stelle, mein Bruder, würde ich hingehen und mich hiervon durch den Augenschein überzeugen, und ich würde keine Ruhe haben, bis ich eine so wundersame Einrichtung kennen gelernt hätte. Ich würde auch nicht verfehlen, die Regeln der verschiedenen über die Ufer des Nils zerstreuten Gemeinschaften zu beobachten, um sie miteinander vergleichen zu können. Die Beschäftigung mit solchen Dingen ist eines Klostergeistlichen deiner Art würdig. Du wirst schon gehört haben, daß der Abt Ephrem geistliche Regeln von großer Schönheit verfaßt hat. Mit seiner Erlaubnis könntest du, da du ein geschickter Schreiber bist, eine Abschrift davon nehmen. Ich wäre dessen unfähig, da meine an die Handhabung des Spatens gewöhnten Hände nicht geschmeidig genug wären, um das dünne Schreiberrohr über den Papyrus gleiten zu lassen. Du jedoch, mein Bruder, bist des Schreibens kundig und darfst dafür Gott danken, denn eine schöne Handschrift kann man nicht genug bewundern. Die Arbeit des Abschreibens und Lesens bietet guten Schutz gegen böse

Gedanken. Bruder Paphnucius, warum legst du die Lehren unserer Väter Paulus und Antonius nicht schriftlich nieder? Nach und nach würdest du bei solch frommer Arbeit die Ruhe der Seele und der Sinne wiederfinden. Die Einsamkeit wird deinem Herzen dann wieder liebenswert erscheinen, und bald wirst du imstande sein, die Kasteiungen, die du früher übtest und welche deine Reise unterbrochen hat, wieder aufzunehmen. Du darfst keine große Wohltat von einer übermäßig strengen Buße erwarten. Zur Zeit, da unser Vater Antonius unter uns weilte, pflegte er zu uns zu sagen: ›Übermäßiges Fasten erzeugt Schwäche, und Schwäche erzeugt Schläffheit. Es gibt Mönche, die ihren Körper durch unsinnig lange Enthaltung zerstören. Man kann von ihnen sagen, daß sie sich den Dolch ins eigene Herz stoßen und sich seelenlos der Macht des Dämons überlassen.‹ So sprach der heilige Mann Antonius. Ich bin unwissend, aber durch Gottes Gnade habe ich die Reden unseres Vaters im Gedächtnis bewahrt.«

Paphnucius dankte Palämon und versprach ihm, über seine Ratschläge nachzudenken. Nachdem er den Rohrzaun verlassen, der den kleinen Garten umschloß, wendete er sich um und sah den guten Gärtner seinen Salat begießen, während die Taube sich auf seinem gekrümmten Rücken wiegte. Bei diesem Anblick kam ihm fast das Weinen an.

### **Zweites Kapitel.**

Als Paphnucius in seine Zelle zurückkehrte, fand er dort ein merkwürdiges Gewirr vor. Es war, als ob ein Wirbelwind eine Masse Sandkörner herumtrieb, bei näherem Hinsehen erkannte er aber, daß es Hunderttausende kleiner Schakale waren. In der folgenden Nacht sah er im Traume eine hohe Steinsäule, auf der eine menschliche Gestalt stand, und hörte eine Stimme sagen:

›Besteige diese Säule!‹

Er erwachte mit der Überzeugung, daß dieser Traum ihm vom Himmel gesandt worden, sammelte seine Jünger um sich und sagte zu ihnen:

»Meine lieben Söhne, ich verlasse euch, um dahin zu gehen, wohin mich Gott schickt. Gehorcht während meiner Abwesenheit dem Flavianus, als ob ich es wäre, und gebt auf unsern Bruder Paulus acht! Ich segne euch. Lebt wohl!«

Während er sich entfernte, blieben die Jünger noch auf der Erde liegen, und, als sie das Gesicht erhoben, sahen sie seine hohe schwarze Gestalt am Horizont der Wüste.

Er wanderte Tag und Nacht, bis er die Ruinen eines jener alten Götzentempel erreicht hatte, wo er auf seiner wunderbaren Fahrt unter Molchen und Skorpionen geschlafen

hatte. Die mit magischen Zeichen bedeckten Mauern standen noch. Dreißig riesige Säulen, die oben in Menschenköpfe oder Lotusblumen ausliefen, trugen noch ungeheure Steinbalken. Nur an einer Ecke der Tempelruine hatte eine Säule ihre uralte Last abgeschüttelt und stand frei. Sie hatte als Kapitäl einen lächelnden Frauenkopf mit langgeschlitzten Augen, runden Wangen und Kuhhörnern an der Stirne.

Paphnucius erkannte in ihr die Säule wieder, die er in seinem Traume gesehen, und schätzte ihre Höhe auf zweiunddreißig Ellen. Er begab sich in das nächstliegende Dorf, ließ dort eine Leiter von dieser Höhe zimmern, stieg, als dieselbe an die Säule angelegt worden war, hinauf, kniete auf den Kapitäl nieder und sprach zum Herrn:

›Dies ist also die Wohnung, die du, mein Gott, mir auserwählt hast. Möge ich bis zur Stunde meines Todes in deiner Gnade hier verweilen!‹

Er hatte keine Lebensmittel mitgenommen, da er sich auf die göttliche Vorsehung verließ und darauf rechnete, daß einige barmherzige Landleute ihm die nötige Nahrung zuführen würden. In der Tat kamen am folgenden Tage zur Zeit der None Frauen mit ihren Kindern herbei, welche Brot, Datteln und frisches Wasser trugen; einige Knaben stiegen damit auf die Säule.

Das Kapitäl war nicht breit genug, daß der Mönch sich darauf in ganzer Länge hinstrecken konnte; er mußte daher mit gekreuzten Beinen und den Kopf auf die Brust gesenkt schlafen. So wurde ihm der Schlaf zu einer grausameren Plage als das Wachen. Im Morgenrot streiften ihn die Sperber mit den Flügeln und er erwachte voll Angst und Schrecken.

Es fand sich jedoch, daß der Zimmermann, der die Leiter angefertigt hatte, gottesfürchtig war. Er bemitleidete den Heiligen, daß er der Sonne und dem Regen ausgesetzt sei, und fürchtete, er könnte während des Schlafes herabfallen. Der fromme Mann brachte daher oben auf der Säule eine Brüstung und ein kleines Dach aus Holz an.

Der Ruf einer so wunderbaren Lebensweise drang bald von Dorf zu Dorf und die Landleute der Umgegend kamen jeden Sonntag mit Frauen und Kindern, um den Säulenheiligen zu betrachten. Die Jünger des Paphnucius hatten ebenfalls mit Bewunderung die Kunde von seiner erhabenen Kasteiung vernommen. Sie begaben sich zu ihm und baten sich die Gunst aus, sich am Fuße der Säule Hütten bauen zu dürfen. Jeden Morgen bildeten sie einen Kreis um ihren Meister, der sie durch seine Reden erbaute:

»Meine Söhne,« sagte er zu ihnen, »bleibet jenen Kindlein gleich, welche Jesus liebte. Das ist das Heil. Die Fleischeslust ist die Quelle und der Ursprung aller unserer Sünden; sie stammen von ihr, wie von einer Mutter. Der Hochmut, der Geiz, die Trägheit, der Zorn und der Neid sind ihre geliebte Nachkommenschaft. Sehet, das habe ich in Alexandrien erkannt: ich habe gesehen, wie die reichen Leute durch das Laster der Üppigkeit dahingerissen wurden, das sie, wie ein schlammiger Strom, in den bitteren Abgrund führte.«

Auch die Äbte Ephrem und Serapion wollten, als sie von der Neuigkeit hörten, sie mit eigenen Augen sehen. Als Paphnucius in der Ferne auf dem Flusse das dreieckige Segel erblickte, das sie zu ihm führte, konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, daß Gott ihn den Einsiedlern zum Beispiel gegeben habe. – Bei seinem Anblick verbargen die beiden heiligen Äbte nicht ihre Verwunderung. Nachdem sie sich jedoch beraten hatten, erklärten sie einmütig, daß eine so außerordentliche Kasteiung tadelnswert sei, und ermahnten Paphnucius, herabzusteigen.

»Eine solche Lebensweise«, sagten sie, »ist dem Gebrauch zuwider; sie ist absonderlich und außer aller Regel.«

Aber Paphnucius antwortete ihnen:

»Was ist denn das Mönchsleben anderes, als ein Leben der Wunder? Und sollen die Taten der Mönche nicht ebenso absonderlich sein wie sie selbst? Auf ein Zeichen Gottes bin ich hier heraufgestiegen und nur auf ein Zeichen Gottes werde ich wieder herabsteigen.«

Jeden Tag kamen Scharen von Mönchen an, um sich den Jüngern des Paphnucius beizugesellen, und bauten ihre Hütten um die luftige Einsiedlerzelle. Mehrere erstiegen die übrigen Ruinen des Tempels, um den Heiligen nachzuahmen, aber von ihren Brüdern getadelt und von Müdigkeit überwältigt, verzichteten sie bald auf diese Kasteiung.

Auch Pilger strömten herbei. Viele kamen von weit her und brachten Hunger und Durst mit. Eine arme Witwe kam daher auf den Gedanken, ihnen frisches Wasser und Melonen zu verkaufen. An die Säule gelehnt, unter einer weiß und blau gestreiften Leinwand, hinter ihren Krügen aus rotem Ton, ihren Bechern und Früchten sitzend, rief sie: »Wer will trinken?« Ihrem Beispiel folgte ein Bäcker und errichtete dicht neben ihr einen Backofen aus Ziegeln, um den Fremden Brot und Kuchen zu verkaufen. Da die Menge der Besucher noch immer wuchs und selbst die Einwohner der großen Städte Ägyptens herbeizuströmen begannen, ließ ein gewinnsüchtiger

Mensch eine Karawanserei bauen, um Herren und Diener samt Kamelen und Maultieren aufzunehmen. Bald befand sich vor der Säule ein Markt, auf den die Nilfischer ihre Fische und die Gärtner ihre Gemüse brachten. Ein Bartscherer, der die Leute im Freien barbierte, erheiterte die Menge durch lustige Reden. Der solange in Friede und Ruhe gehüllte alte Tempel füllte sich mit den zahllosen, geräuschvollen Äußerungen des Lebens. Die Schenkwirte wandelten die unterirdischen Säle in Keller um und hefteten an die antiken Säulen Schilder, auf denen der heilige Mann Paphnucius abgebildet war und die auf griechisch und ägyptisch die Inschrift trugen: »Hier ist Granatenwein, Feigenwein und echtes zilizisches Bier zu haben.« An den mit schlanken Figuren im Profil bedeckten Mauern hängten die Kaufleute Kränze von Zwiebeln, getrocknete Fische, tote Hasen und abgehäutete Schafe auf. Des Abends flohen die alten Gäste der Ruinen, die Ratten, in langer Reihe nach dem Flusse, während die beunruhigten Ibis den Hals ausstreckten und ihren Fuß unsicher auf die hohen Mauergesimse setzten, zu denen der Küchengeruch, das Schreien der Trinker und das Gelächter der Mägde hinaufdrang. Rings herum legten die Feldmesser Straßen an, bauten die Maurer Klöster, Kirchen und Kapellen. Nach sechs Monaten war eine Stadt mit Wachttruppen, Gericht, Gefängnis und mit einer von einem alten blinden Schreiber geleiteten Schule gegründet.

Die Pilger waren nicht mehr zu zählen. Die Bischöfe und Chorbischöfe kamen voll Bewunderung. Der Patriarch von Antiochien, der sich gerade in Ägypten befand, erschien mit seiner gesamten Geistlichkeit. Er billigte durchaus die außerordentliche Lebensweise des Säulenheiligen, und die Häupter der libyschen Kirchen stimmten in Abwesenheit des Athanasius dem Urteil des Patriarchen bei. Als die Äbte Ephrem und Serapion dies erfuhren, kehrten sie zurück, um sich zu Füßen des Paphnucius für ihre frühere Mißbilligung zu entschuldigen. Paphnucius antwortete ihnen:

»Wisset, meine Brüder, daß die Kasteiung, die ich ertrage, an Härte kaum den Versuchungen gleichkommt, die mir gesandt werden und deren Zahl und Gewalt mich in Erstaunen setzt. Die äußere Erscheinung des Menschen ist klein und von der Höhe dieses Sockels herab, auf den mich Gott gestellt hat, sehe ich die menschlichen Wesen wie Ameisen wimmeln. Aber das Innere des Menschen ist unendlich groß: so groß, wie die Welt, denn er enthält sie. Alles, was sich um mich her ausdehnt, diese Klöster, diese Herbergen, diese Barken auf dem Flusse, diese Dörfer und was ich im weiteren Umkreise an Kanälen, Sandflächen und Bergen entdeckte, alles das ist nichts, verglichen mit dem, was in mir ist. Ich trage in meinem Herzen unzählige Städte und grenzenlose Wüsten. Und das Böse, das Böse und der Tod, die auf dieser

Unendlichkeit ruhen, bedecken sie, wie die Nacht die Erde. Ich bin für mich allein ein Weltall böser Gedanken.«

Er sprach also, weil die Begierde nach dem Weibe in ihm war.

Im siebenten Monat kamen Frauen aus Alexandrien, Bubaste und Saïs, welche nach langer Unfruchtbarkeit durch die Vermittlung des heiligen Mannes und die Wunderkraft der Säule Kinder zu bekommen hofften. Sie rieben ihre unfruchtbaren Lenden an dem Steine. Dann waren es unabsehbare Reihen von Wagen, Sänften und Bahren, die unter dem Manne Gottes anhielten, sich drängten und stießen. Aus ihnen kamen Kranke zum Vorschein, die schrecklich anzusehen waren. Mütter zeigten dem Paphnucius ihre Knäblein, welche verrenkte Glieder, verdrehte Augen, Schaum vor dem Mund und eine rauhe Stimme hatten, und er legte ihnen die Hände auf. Blinde nahten sich mit flehenden Armen und hoben aufs Geratewohl ihre durch zwei blutige Löcher entstellten Gesichter zu ihm auf. Lahme zeigten ihm die unbewegliche Last, die tötliche Abmagerung und die häßliche Verkürzung ihrer Glieder. Hinkende boten ihm ihren Klumpfuß dar. Krebskranke Frauen faßten ihre Brüste mit beiden Händen und entblößten vor ihm ihren vom unsichtbaren Geier zerfressenen Busen. Wassersüchtige ließen sich auf die Erde legen, sodaß es schien, als ob man Schläuche ablade. Er segnete sie. Aussätzige Nubier kamen schweren Schrittes und sahen ihn mit weinenden Augen in leblosen Gesichtern an. Er schlug das Kreuzeszeichen über sie. Auf einer Bahre trug man ein junges Mädchen von Aphroditopolis herbei, das nach einem Blutsturz seit drei Tagen schlief. Sie sah wie ein Wachsbild aus und ihre Eltern, die sie für tot hielten, hatten ihr einen Palmenzweig auf die Brust gelegt. Nachdem Paphnucius für sie zu Gott gebetet hatte, hob das Mädchen den Kopf empor und schlug die Augen auf.

Da das Volk überall von den Wundertaten des Heiligen sprach, liefen auch alle Unglücklichen, die von jener Krankheit befallen waren, welche die Griechen das göttliche Übel nannten, aus allen Teilen Ägyptens in Scharen herbei. Sobald sie die Säule erblickten, wurden sie von Zuckungen befallen, wälzten sich am Boden, sprangen wieder auf und krümmten sich zusammen. Und, was kaum glaublich erscheint, die gesunden Zuschauer wurden ebenfalls von heftigen Anfällen gepackt und ahmten die Verrenkungen der Fallsüchtigen nach. Mönche und Pilger, Männer und Frauen wälzten sich und warfen sich hin und her. Mit verrenkten Gliedern und schäumendem Munde verschlangen sie ganze Hände voll von Erde und weissagten. Da fühlte Paphnucius auf seiner Säule ein Zittern durch seine Glieder fahren, und er rief zum Herrn:

»Ich bin der Sündenbock und nehme alle Unreinheiten dieses Volkes auf mich. Darum, o Herr, ist mein Körper voll von bösen Geistern.«

So oft ein Kranker sich geheilt entfernte, jubelten ihm die Anwesenden zu, trugen ihn im Triumph und riefen fortwährend:

»Wir haben einen zweiten Teich Siloë gesehen!«

Schon hingen Hunderte von Krücken an der Wundersäule. Dankbare Frauen hängten Kränze und Motivbilder daran auf. Einige Griechen gruben sinnreiche Distichen ein, und, da jeder Pilger wenigstens seinen Namen auf dem Stein verewigte, so war die Säule bis zu Menschenhöhe bald vollständig bedeckt von einer Unzahl lateinischer, griechischer, koptischer, phönizischer, hebräischer, syrischer und magischer Schriftzeichen.

Als das Osterfest kam, war der Zudrang zu der neuen Wunderstätte so groß, daß die Greise sich in die Zeit der alten heidnischen Mysterien zurückversetzt glaubten. Man konnte da in buntem Gemisch das gestreifte Kleid der Ägypter, den Burnus der Araber, den weißen Schurz der Nubier, den kurzen Mantel der Griechen, die langfaltige Toga der Römer, die Ärmelröcke und roten Beinkleider der Barbaren und die goldgestickten Schleier der Buhlerinnen sehen. Verhüllte Frauen ritten auf Eseln, während schwarze Eunuchen ihnen mit Stockschlägen einen Weg bahnten. Gaukler breiteten Teppiche aus und machten vor einem Kreise schweigender Zuschauer allerhand Kunststücke. Schlangenbändiger entrollten mit ausgestreckten Armen ihre lebenden Gürtel. Die ganze Menge glänzte, sprühte, wirbelte Staub auf, klingelte, tobte und schrie. Die Flüche der ihre Tiere schlagenden Kameltreiber, die Rufe der Kaufleute, welche Amulette gegen den Aussatz und den bösen Blick feilboten, die Psalmodien der Mönche, welche Verse der Heiligen Schrift sangen, das Gewimmer der in prophetischem Anfall niederstürzenden Frauen, das Gekrächze der Bettler, welche alte Haremslieder wiederholten, das Blöken der Schafe, das Iahen der Esel, der Zuruf der Schiffer an verspätete Fahrgäste, alle diese Geräusche flossen zusammen und bildeten einen betäubenden Lärm, den aber immer noch die schrille Stimme der nackten Negerkinder übertönte, welche überall herumliefen, um frische Datteln feilzubieten.

Alle diese verschiedenen Wesen erstickten fast unter einem weißglühenden Himmel in einer schweren Luft, welche von den Wohlgerüchen der Frauen, der Ausdünstung der Neger, dem Dampf der Bratöfen und dem Rauche des Gummis erfüllt war, den die frommen Leute den Hirten abkauften, um ihn vor dem Heiligen zu verbrennen.

Wenn die Nacht kam, wurden überall Feuer, Fackeln und Laternen angezündet. Man sah dann nichts als rote Gestalten und schwarze Schatten. Inmitten eines Kreises kauender Zuhörer erzählte ein Greis, dessen Gesicht von einem rauchigen Lämpchen erhellt wurde, wie einst Bitiu sein eigenes Herz bezauberte, es aus seiner Brust riß und in eine Akazie versetzte und sich dann selbst in einen Baum verwandelte. Er machte große Gesten, die sein Schatten komisch verzerrt wiederholte, und die entzückte Zuhörerschaft stieß Rufe der Verwunderung aus. In den Schenken verlangten die auf Ruhebettenden liegenden Zecher Wein und Bier. Tänzerinnen mit bemalten Augen und entblößtem Bauche stellten vor ihnen bald religiöse, bald unzüchtige Szenen dar. Nebenan spielten junge Leute mit Würfeln oder übten das Fingerspiel, und im tieferen Schatten stellten einige Greise den Buhlerinnen nach. Über diesen bewegten Gruppen erhob sich einsam und unbeweglich die Säule. Der Kopf mit den Kuhhörnern blickte in die Nacht hinaus, und über ihm wachte Paphnucius zwischen Himmel und Erde. Plötzlich geht der Mond über dem Nil auf. Er gleicht der nackten Schulter einer Göttin. Die Hügel schimmern in bläulichem Licht, und Paphnucius glaubt den Körper der Thaïs im Glanze der Gewässer unter der saphirblauen Nacht zu sehen.

So verstrichen die Tage, und der Heilige blieb auf seiner Säule. Als die Regenzeit eintrat, drang das Wasser des Himmels durch die Fugen des Holzdaches und netzte seinen Körper. Seine erstarrten Glieder wurden bewegungsunfähig. Von der Sonne verbrannt und vom Tau und Regen erweicht, fing seine Haut an aufzuspringen. Breite Geschwüre fraßen an seinen Armen und Beinen. Aber das Verlangen nach Thaïs verzehrte ihn immer noch innerlich, und er rief:

»Es ist noch nicht genug, allmächtiger Gott! Noch mehr Versuchungen! Noch mehr unreine Gedanken! Noch mehr ungeheuerliche Wünsche! O Herr, laß alle Sinnenlust der Menschheit in mich übergehen, damit ich sie alle abbüße! Wenn es auch falsch ist, daß Helena, die argivische Hündin, die Sünden der Welt auf sich genommen habe, wie ich das von einem gewissen Lügenschmiede habe sagen hören, so enthält diese Fabel doch einen geheimen Sinn, dessen Wahrheit ich heute einsehe. Es ist in der Tat wahr, daß die Greuelthaten der Völker in die Seelen der Heiligen übergehen, um sich darin, wie in einem Brunnen, zu verlieren. Daher sind denn auch die Seelen der Gerechten mit mehr Schlamm verunreinigt, als je die Seele eines Sünders enthielt. Und deshalb preise ich dich, mein Gott, dafür, daß du mich zur Kloake des Weltalls gemacht hast.«

### **Drittes Kapitel.**

Eines Tages tauchte in der heiligen Stadt ein Gerücht auf und stieg bis zu den Ohren des Säulenheiligen empor: ein hoher Herr, einer der hervorragendsten Männer

Ägyptens, der alexandrinische Flottenpräfekt Lucius Aurelius Cotta, werde kommen, er komme und sei schon in nächster Nähe.

Die Nachricht erwies sich als wahr. Der alte Cotta hatte auf einer Inspektionsreise auf dem Nil und seinen Kanälen mehrmals den Wunsch ausgesprochen, den Säulenheiligen und die neue Stadt, der man den Namen Stylopolis oder Säulenstadt gegeben, zu sehen. Eines Morgens sahen die Stylopolitaner den Fluß ganz mit Segeln bedeckt. An Bord einer vergoldeten, purpurbehangenen Galeere erschien Cotta an der Spitze seines Geschwaders. Er stieg ans Land in Gesellschaft seines Geheimschreibers, der Wachstafeln trug, und seines Leibarztes Aristeas, mit dem er sich gerne unterhielt.

Ein zahlreiches Gefolge zog hinter ihm her, so daß das Ufer mit Beamentrachten und kriegerischen Rüstungen bedeckt war. Einige Schritte vor der Säule blieb er stehen und fing an, den Säulenheiligen prüfend zu betrachten, indem er sich mit einer Falte seiner Toga den Schweiß von der Stirne wischte. Da er von Natur wißbegierig war, hatte er auf seinen langen Reisen viel beobachtet. Er erinnerte sich gerne an das Geschaute und dachte daran, nach Vollendung seiner Geschichte Karthagos, ein Buch über die merkwürdigen Dinge zu schreiben, die er selbst gesehen. Das sich ihm hier bietende Schauspiel schien ihn sehr zu interessieren.

»Höchst sonderbar!« sagte er, stark schwitzend und schnaufend. »Und, was man nicht vergessen muß, dieser Mann ist mein Gastfreund. Ja, dieser Mönch kam letztes Jahr zu mir zum Gastmahl und entführte darauf eine Schauspielerin.«

Zu seinem Schreiber sich wendend fuhr Cotta fort:

»Schreibe das auf meine Tafeln, mein Sohn, sowie auch das Maß der Säule, ohne die Form des Kapitälts zu vergessen.«

Dann sagte er, indem er sich nochmals die Stirne trocknete, zum Arzte:

»Glaubwürdige Zeugen haben mir versichert, daß unser Mönch, der seit einem Jahre auf dieser Säule lebt, sie keinen Augenblick verlassen hat. Ist das möglich, Aristeas?«

»Das ist möglich für einen Verrückten oder einen Kranken,« antwortete Aristeas, »wäre aber unmöglich für einen körperlich und geistig gesunden Menschen. Weißt du nicht, Lucius, daß die Krankheiten des Geistes oder des Körpers, denen, die damit behaftet sind, oft Kräfte verleihen, welche die Gesunden nicht besitzen? Offen gesagt, gibt es jedoch in Wirklichkeit weder Gesundheit noch Krankheit, sondern nur verschiedene Zustände der Organe. Durch anhaltendes Studium der sogenannten

Krankheiten bin ich dahin gelangt, sie als notwendige Formen des Lebens zu betrachten. Ich habe mehr Vergnügen daran, sie zu studieren, als sie zu bekämpfen. Es gibt ihrer solche, die man nicht ohne Bewunderung beobachten kann und die unter scheinbarer Regellosigkeit tiefe Harmonien bergen. Ein viertägiges Wechselfieber ist sicher etwas Schönes. Gewisse Leiden des Körpers bringen oft eine plötzliche Erhöhung der geistigen Fähigkeiten mit sich. Du kennst Kreon. Als Kind war er einfältig und stammelte. Nachdem er sich aber durch einen Fall auf der Treppe den Schädel gebrochen, ward er der geschickte Advokat, als den du ihn kennen lerntest. Auch dieser Mönch muß an irgendeinem verborgenen Organ angegriffen sein. Seine Lebensweise ist übrigens nicht so außerordentlich, wie sie dir scheint, Lucius. Erwinnere dich an die Gymnosophisten Indiens, die in voller Unbeweglichkeit nicht nur ein Jahr, sondern zwanzig, dreißig, ja vierzig Jahre lang verharren können.«

»Beim Jupiter,« rief Cotta aus, »das ist eine starke Verirrung! Denn der Mensch wird zum Handeln geboren, und die Trägheit ist ein unverzeihliches Verbrechen, da es den Staat schädigt. Ich weiß nicht recht, welchen Glauben ich für diese so unheilvolle Übung verantwortlich machen soll. Sie hängt wahrscheinlich mit gewissen asiatischen Kulte zusammen. Zur Zeit, da ich Prokonsul von Syrien war, habe ich Phallus-Steine auf den Toren der Stadt Hera aufgestellt gesehen. Zweimal im Jahre steigt ein Mann hinauf und bleibt sieben Tage oben. Das Volk ist überzeugt, daß dieser Mann mit den Göttern verkehrt und von ihnen das Gedeihen Syriens erwirkt. Dieser Gebrauch kam mir unvernünftig vor. Dennoch tat ich nichts, um ihn zu unterdrücken, denn ich bin der Ansicht, daß ein Beamter die Bräuche der Völker nicht abschaffen, sondern im Gegenteil ihre Beobachtung sichern soll. Es kommt der Regierung nicht zu, Religionen einzuführen. Es ist vielmehr ihre Pflicht, den schon vorhandenen Genüge zu tun, die, gut oder schlecht, durch den Geist der Zeit, des Ortes und der Rasse bestimmt worden sind. Wenn sie ihre Bekämpfung versucht, zeigt sie sich umstürzlerischen Geistes, tyrannisch in ihren Handlungen und macht sich mit Grund verhaßt. Wie sollte man sich übrigens anders über den Aberglauben des großen Haufens erheben, als indem man ihn begreift und duldet? Aristeas, ich bin der Meinung, daß man diesen Wolkenkuckucksheimer in der Luft, wo er bloß Kränkungen durch die Vögel ausgesetzt ist, in Frieden lasse. Nicht durch Maßregelung kann ich ihn überwinden, aber vielleicht, indem ich mir seine Gedanken und Einbildungen zu erklären suche.«

Er schnaufte, hustete und sagte dann zu seinem Schreiber, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte:

»Mein Sohn, schreibe auf, daß es in gewissen christlichen Sekten für löblich gilt, Buhlerinnen zu entführen und auf Säulen zu leben. Du kannst hinzufügen, daß diese Gebräuche den Kultus der Gottheiten der Zeugungskraft voraussetzen. Aber über diesen Punkt müssen wir ihn selbst befragen.

Cotta hob den Kopf, hielt seine Hand als Schirm über die Augen, um von der Sonne nicht geblendet zu werden, und rief mit lauter Stimme:

»Heda, Paphnucius! Sofern du dessen gedenkst, daß du mein Gast warst, antworte mir! Was tust du da oben? Warum bist du hinaufgestiegen, und warum bleibst du da? Hat diese Säule in deinem Geiste eine phallische Bedeutung?«

Da Paphnucius Cotta als Götzendiener ansah, würdigte er ihn keiner Antwort. Aber sein Jünger Flavianus trat hinzu und sagte:

»Edelster Herr, dieser heilige Mann nimmt die Sünden der Welt auf sich und heilt die Krankheiten.«

»Beim Jupiter! Hast du's gehört, Aristeas?« rief Cotta aus. »Der Wolkenkuckucksheimer pfuscht dir ins Handwerk. Was sagst du zu einem so erhabenen Berufsgenossen?«

Aristeas schüttelte den Kopf:

»Es ist möglich,« sagte er, »daß er gewisse Krankheiten besser heilt, als ich selbst, so zum Beispiel die Epilepsie oder Fallsucht, die man gewöhnlich göttliches Übel nennt, obschon alle übrigen Krankheiten ebenso göttlich sind, daß sie alle von den Göttern stammen. Aber die genannte Krankheit beruht zum Teil auf der Einbildung, und du wirst zugeben, Lucius, daß dieser Mönch auf seinem Säulenkapital mit dem Frauenkopf auf die Einbildung der Kranken stärker einwirkt, als ich es in meiner Studierstube, über Mörser und Fläschchen gebeugt, tun kann. Es gibt Kräfte, Lucius, welche unendlich viel mächtiger sind als Vernunft und Wissenschaft.«

»Welche?« fragte Cotta.

»Die Unwissenheit und die Torheit,« antwortete Aristeas.

»Ich habe selten etwas Merkwürdigeres gesehen, als was ich jetzt sehe,« fuhr Cotta fort, »und ich hoffe, daß einst ein geschickter Schriftsteller die Gründung von Stylopolis erzählen wird. Aber auch die seltensten Schauspiele dürfen einen Mann der ernsten Arbeit nicht länger als nötig aufhalten. Gehen wir daher und inspizieren wir unsere Kanäle! Lebe wohl, guter Paphnucius! oder vielmehr auf Wiedersehen! Wenn

du je wieder auf die Erde niedersteigst und nach Alexandrien zurückkehrst, so verfehle nicht, ich bitte dich, zum Abendessen zu mir zu kommen!«

Diese von den Umstehenden vernommenen Worte gingen von Mund zu Munde und verliehen, von den Gläubigen weiter verbreitet, dem Ruhme des Paphnucius einen unvergleichlichen Glanz. Fromme Einbildungskraft schmückte die Worte weiter aus und wandelte sie um, so daß man bald darauf überall erzählte, der Heilige habe von seiner Säule herab den Flottenpräfekten zum Glauben der Apostel und der Väter von Nicäa bekehrt. Die Gläubigen gaben den letzten Worten des Aurelius Cotta einen bildlichen Sinn, in ihrem Munde wurde das Abendessen, zu dem der hohe Beamte den Büber eingeladen, ein heiliges Abendmahl, ein geistliches Liebesfest, eine himmlische Gasterei. Man bereicherte die Erzählung von dieser Begegnung mit wunderbaren Zügen, denen die, welche sie erfanden, zu allererst Glauben schenkten. Man sagte, daß im Augenblicke, da Cotta nach langem Wortstreit die Wahrheit bekannt habe, ein Engel vom Himmel gekommen sei, um ihm den Schweiß von der Stirne zu wischen. Man setzte hinzu, daß der Leibarzt und der Schreiber des Flottenpräfekten sich ebenfalls hätten bekehren lassen. Und da das Wunder für offenkundig galt, verfaßten die Diakone der wichtigsten libyschen Kirchen authentische Dokumente darüber. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß von da an die ganze Welt von dem Wunsche ergriffen wurde, Paphnucius zu sehen, und daß alle Christen im Okzident wie im Orient ihre geblendeten Blicke ihm zuwandten. Die berühmtesten Städte Italiens schickten Gesandte zu ihm, und der Cäsar zu Rom, der göttliche Constans, der die christliche Rechtgläubigkeit unterstützte, schrieb einen Brief an ihn, den seine Legaten mit großen Zeremonien übergaben.

Eines Nachts nun, da die zu seinen Füßen emporgeblühte Stadt unter dem sinkenden Tau schlummerte, hörte Paphnucius eine Stimme, die zu ihm sagte:

»Paphnucius, du bist berühmt durch deine Werke und mächtig durch dein Wort. Gott hat dich zu seinem Ruhme auserkoren. Er hat dich auserwählt, um Wunder zu wirken, Kranke zu heilen, Heiden zu bekehren, Sünder aufzuklären, Arianer zuschanden zu machen und den Frieden der Kirche herzustellen.«

Paphnucius antwortete:

»Gottes Wille geschehe!«

Die Stimme fuhr fort:

»Erhebe dich, Paphnucius, und suche in seinem Palaste den gottlosen Constantius auf, der, statt die weisen Handlungen seines Bruders Constans nachzuahmen, die Irrlehre

des Arius und des Marcus begünstigt. Gehe! Die ehernen Pforten werden sich vor dir auftun, die Tritte deiner Sandalen werden auf dem Goldpflaster der Basiliken und vor dem Throne der Cäsaren widerhallen und deine erschütternde Stimme wird das Herz des Sohnes Constantins bekehren. Du wirst über die geeinigte, allmächtige Kirche herrschen. Und wie die Seele den Körper lenkt, so wird die Kirche das Reich lenken. Du wirst über die Senatoren, Ritter und Patrizier gesetzt werden. Du wirst den Hunger des Volkes stillen und die Frechheit der Barbaren zum Schweigen bringen. Der alte Cotta wird sich, sobald er erfährt, daß du der erste der Regierenden bist, um die Ehre bewerben, dir die Füße zu waschen. Nach deinem Tode wird man deine Kutte dem Patriarchen von Alexandrien überbringen, und der im Ruhme weiß gewordene Athanasius wird sie wie die Reliquie eines Heiligen küssen. Gehe!«

Paphnucius antwortete:

»Gottes Wille geschehe!«

Er suchte sich zu erheben, um von der Säule herabzusteigen. Aber die Stimme erriet seinen Gedanken und sagte zu ihm:

»Steige aber ja nicht diese Leiter herab! Das hieße wie ein gewöhnlicher Mensch handeln und die dir verliehenen Gaben verkennen. Schätze deine Macht höher ein, engelgleicher Paphnucius! Ein großer Heiliger wie du muß durch die Luft fliegen. Spring herab! Die Engel sind da, um dich aufzufangen. Spring doch!«

Paphnucius antwortete:

»Der Wille Gottes geschehe auf der Erde wie im Himmel!«

Er bewegte seine langen Arme, die er wie die entfiederten Schwingen eines kranken Raubvogels ausgebreitet hatte, und war im Begriff, hinabzuspringen, als plötzlich ein abscheuliches Spottgelächter an seinem Ohr ertönte. Voll Schrecken fragte er:

»Wer lacht denn so?«

»Ha, ha,« krächzte die Stimme, »wir sind erst am Anfang unserer Freundschaft. Du wirst eines Tages nähere Bekanntschaft mit mir machen. Teurer Freund, ich habe dich veranlaßt, hier heraufzusteigen, und muß dir meine volle Genugtuung über die Fügsamkeit aussprechen, mit der du meine Wünsche erfüllst. Paphnucius, ich bin mit dir zufrieden!«

Paphnucius flüsterte mit angsterstickter Stimme:

»Zurück, zurück! Ich kenne dich. Du bist es, der Jesus auf die Spitze des Berges trug und ihm alle Reiche der Welt zeigte.«

Dann fiel er wie betäubt auf seinen Steinsitz zurück.

»Wie habe ich ihn nicht früher erkannt?« dachte er. »Erbärmlicher als die Blinden, Tauben und Lahmen, die auf mich bauen, habe ich den Sinn für die übernatürlichen Dinge verloren, und verderbter als die Wahnsinnigen, welche Erde fressen und die Leichen aufsuchen, kann ich nicht mehr das Geschrei der Hölle von der Stimme des Himmels unterscheiden. Ich habe sogar die Urteilskraft des Neugeborenen verloren, der weint, wenn man ihn von der Brust seiner Amme wegnimmt, die des Hundes, der die Spuren seines Herrn wittert, und die der Pflanze, die sich zur Sonne wendet. Ich bin das Spielzeug des Teufels. Satan hat mich also hiehergeführt. Als er mich auf diese Warte hob, waren mir Üppigkeit und Hoffahrt zur Seite. Nicht die Größe meiner Versuchungen setzt mich in Schrecken. Antonius hat auf seinem Berge ähnliche erduldet. Es ist mir willkommen, wenn die höllischen Schwerter vor den Augen der Engel mein Fleisch durchbohren. Ich bin sogar dahin gelangt, daß ich meine Qualen liebe. Aber Gott schweigt und sein Schweigen macht mich bestürzt. Er wendet sich von mir ab, der ich doch nur ihn hatte. Ich bin allein, voll Angst, weil er nicht da ist. Er flieht mich. Ich aber will ihm nachlaufen. Dieser Stein brennt mir unter den Füßen. Schnell fort von hier und Gott nach!«

Er ergriff sofort die Leiter, die an der Säule lehnte, setzte seine Füße darauf und befand sich, nachdem er eine Stufe hinabgestiegen, mit dem Gesicht gegenüber dem gehörnten Kopf des Kapitäls, der in sonderbarer Weise lächelte. Es ward ihm nunmehr klar, daß das, was er für den Sitz seines Ruhmes und seines Friedens angesehen hatte, nur ein teuflisches Werkzeug für seine Verwirrung und seine Verdammnis war. Er stieg hastig die übrigen Stufen hinunter und betrat den Boden. Seine Füße waren die Erde nicht mehr gewohnt und wankten. Da er aber den Schatten der verfluchten Säule auf sich fühlte, zwang er sich zum Laufe. Alles schlief. Er durcheilte, ohne gesehen zu werden, den mit Schenken, Herbergen und Karawansereien umgebenen großen Platz und stürzte sich in ein Gäßchen, das gegen die libyschen Hügel anstieg. Ein Hund, der ihn mit Gebell verfolgte, hielt erst am Rande des Wüstensandes inne. Und Paphnucius durchirrte eine Gegend, wo es keine andern Wege gab, als die Spuren wilder Tiere. Er ließ die verlassen Hütten der Falschmünzer hinter sich und setzte die ganze Nacht und den folgenden Tag seine trostlose Flucht fort.

## Viertes Kapitel.

Nahe daran, vor Hunger, Durst und Entkräftung zu sterben und im Ungewissen, ob ihm Gott noch immer fern sei, entdeckte Paphnucius auf seinem Wege eine stumme Stadt, die sich nach rechts und links ausdehnte und sich im Purpur des Horizontes verlor. Die in großen Abständen voneinander und nach einem Muster erbauten Häuser glichen in halber Höhe durchschnittenen Pyramiden. Es waren Gräber. Ihre Türen waren ausgebrochen und im Schatten der Säle sah man die Augen von Hyänen und Wölfen leuchten, welche hier ihre Jungen nährten, während von den Räubern geplünderte und von den Tieren angefressene Leichen auf der Schwelle lagen. Nachdem Paphnucius diese Gräberstadt durchschritten, fiel er gänzlich ermattet vor einem Grabmal nieder, das sich fern den andern an einer von Palmen umgebenen Quelle erhob. Dieses Grabmal war reich geziert, und da die Türe fehlte, sah man von außen in eine bemalte Kammer hinein, wo Schlangen nisteten.

»Das soll«, so seufzte er, »meine auserwählte Stätte, das Allerheiligste meiner Reue und Buße sein.«

Er schlich sich hinein, verjagte mit Fußritten die Reptilien und blieb achtzehn Stunden lang auf dem Fußboden niedergebeugt. Hierauf ging er zur Quelle, um aus der hohlen Hand zu trinken, und pflückte Datteln und einige Lotusschoten, deren Körner er aß. Da er diese Art zu leben für gut hielt, machte er sie sich zur Regel. Vom Morgen bis zum Abend erhob er nicht einmal seine Stirne vom steinernen Boden.

Als er eines Tages in dieser Weise dalag, hörte er eine Stimme sagen:

»Sieh diese Bilder an, um dich zu unterrichten!«

Nachdem er das Haupt erhoben, erblickte er an den Wänden der Grabkammer Malereien, welche anmutige Szenen aus dem täglichen Leben darstellten. Es war eine sehr alte Arbeit von wunderbarer Genauigkeit. Man sah da Köche, welche ins Feuer bliesen, so daß ihre Wangen stark aufgetrieben waren. Andere rupften Gänse oder ließen große Stücke Schaffleisch in Kesseln kochen. In einem andern Bilde brachte ein Jäger auf seinen Schultern eine pfeildurchbohrte Gazelle nach Hause. Hier waren Bauern mit der Aussaat, dem Mähen, der Ernte beschäftigt. Dort tanzten Frauen unter dem Klang der Violen, Flöten und Harfen. Ein junges Mädchen spielte auf der Theorbe. Die Lotosblume glänzte in ihrem feingeflochtenen, schwarzen Haar, und ihr durchsichtiges Kleid ließ die reinen Formen ihres Körpers erkennen. Ihre Brust und ihr Mund waren Blumenknospen vergleichbar. Ihr schönes Auge sah man von vorn,

obschon ihr Gesicht im Profil stand. Ihre Gestalt war reizend. Nachdem Paphnucius sie betrachtet hatte, schlug er die Augen nieder und antwortete der Stimme:

»Warum befiehlst du mir, diese Bilder zu betrachten? Sie stellen ohne Zweifel das Erdenleben des Götzendieners dar, dessen Körper hier unter meinen Füßen von einem schwarzen Basaltsarg umschlossen auf dem Boden eines Schachtes ruht. Sie rufen das Leben eines Toten in Erinnerung und sind trotz ihrer lebhaften Farben die Schatten eines Schattens. Das Leben eines Toten! O eitler Tand! . . .«

»Er ist tot, aber er hat gelebt,« fuhr die Stimme fort, »und du, du wirst sterben und wirst nicht gelebt haben.«

Von diesem Tage an fand Paphnucius keinen Augenblick der Ruhe mehr. Die Stimme sprach ohne Unterlaß zu ihm. Die Theorbenspielerin starrte ihn mit ihrem langbewimperten Auge an. Auch sie begann zu sprechen:

»Siehe, ich bin geheimnisvoll und schön. Liebe mich! Befriedige in meinen Armen den Liebesdurst, der dich quält! Was hilft es dir, dich vor mir zu fürchten? Du kannst mir nicht entrinnen. Ich bin die Schönheit des Weibes. Wohin willst du vor mir fliehen, o Tor? Du wirst mein Bild im Glanze der Blumen und in der Anmut der Palmen, im Fluge der Tauben, im Sprung der Gazellen, in des Baches Wellen, im weichen Lichte des Mondes, und, wenn du die Augen schließt, in dir selbst wiederfinden. Tausend Jahre sind es her, daß der Mann, der hier in Streifen eingebunden in einem schwarzen Steinbette schläft, mich an sein Herz gedrückt hat. Tausend Jahre sind es her, daß er den letzten Kuß meines Mundes empfangen hat, und noch jetzt wird sein Schlummer von ihm durchduftet. Du kennst mich wohl, Paphnucius. Warum hast du mich nicht sogleich wiedererkannt? Ich bin eine der zahlreichen Verkörperungen der Thaïs. Du bist ein gelehrter, in der Kenntnis der Dinge weit vorgedrungener Mönch. Du bist gereist, und auf Reisen lernt man am meisten. Oft bringt ein Tag, den man draußen verlebt, mehr Neues, als zehn Jahre, während deren man zu Hause bleibt. Du hast nun bereits gehört, daß Thaïs ehemals unter dem Namen Helena in Argos gelebt hat. Im hunderttorigen Theben hatte sie eine zweite Existenz. Und Thaïs von Theben, das war ich. Wie hast du das nicht gleich erraten? Ich habe im Leben mein gutes Teil der Sünden der Welt auf mich genommen und auch heute noch, da ich nur noch als Schatten lebe, bin ich sehr wohl fähig, deine Sünden auf mich zu nehmen, geliebter Mönch. Weshalb wunderst du dich? Es war ja doch gewiß, daß du überall, wohin du gehen würdest, Thaïs wiederfinden solltest.«

Er warf sich mit der Stirne auf die Steinplatte und schrie vor Entsetzen. Und jede Nacht löste sich die Theorbenspielerin von der Wand ab, nahte sich ihm und redete mit

heller, von frischem Hauch durchwehter Stimme. Und da der heilige Mann den Versuchungen, denen sie ihn aussetzte, widerstand, sagte sie zu ihm:

»Liebe mich! Gib nach, mein Freund! Solange du widerstehst, werde ich dich quälen. Du weißt nicht, wie groß die Beharrlichkeit einer Toten ist. Ich werde, wenn es nötig ist, deinen Tod abwarten. Da ich Magierin bin, werde ich deinem leblosen Körper einen Geist einhauchen können, der ihn aufs neue belebt und mir das nicht verweigern wird, was ich nun von dir vergeblich verlange. Denke, Paphnucius, an die Eigentümlichkeit deiner Lage, wenn deine erlöste Seele vom Himmel herab ihren eigenen Körper sich der Sünde überliefern sehen wird! Gott, der versprochen hat, dir diesen Körper nach dem letzten Gericht und der Erfüllung der Zeiten zurückzugeben, würde dann selbst in großer Verlegenheit sein. Wie kann er eine Menschengestalt, die vom Teufel bewohnt und von einer Hexe behütet wird, in die himmlische Glorie einführen? Du hast nicht an diese Schwierigkeit gedacht. Gott vielleicht auch nicht. Er ist, unter uns gesagt, nicht sehr schlau. Die erste beste Magierin täuscht ihn ohne Mühe, und hätte er weder den Donner noch die Wassergüsse des Himmels, so würden ihn die kleinen Bauernbuben am Bart zupfen. Er hat sicher nicht soviel Witz wie die alte Schlange, seine Gegnerin. Sie ist eine seltene Künstlerin. Ich bin nur deshalb schön, weil sie selbst mich geschmückt hat. Sie hat mich gelehrt, meine Haare zu flechten und mir rosige Finger und achatfarbene Nägel zu machen. Du hast sie zu sehr verkannt. Als du deinen Wohnsitz in diesem Grabmal aufschlugest, hast du die darin wohnenden Schlangen mit Fußtritten verjagt, ohne dich darum zu kümmern, ob sie vielleicht zu der Familie der alten Schlange gehörten, und du hast ihre Eier zerdrückt. Ich fürchte, armer Freund, du bist da in eine schlimme Patsche geraten. Man hatte dir doch im voraus gesagt, daß sie sich auf Musik und Liebeskünste verstehe. Was hast du getan? Du bist nun mit der Wissenschaft und der Schönheit verfeindet. Du bist vollständig elend und Jahve kommt dir nicht zu Hilfe. Es ist auch wenig wahrscheinlich, daß er es je tun wird. Da er so groß wie das All ist, kann er sich aus Raummangel nicht rühren, und wenn er, so unmöglich es ist, trotzdem eine Bewegung machte, würde die ganze Schöpfung zerschellen. Mein schöner Einsiedler, gib mir einen Kuß!«

Paphnucius kannte wohl die durch magische Künste hervorgebrachten Wunder. In seiner großen Unruhe sagte er sich:

›Vielleicht weiß der unter meinen Füßen begrabene Tote die in dem nicht fern von hier in einem Königsgrabe verborgenen Geheimbuche geschriebenen Worte. Kraft der Kenntnis dieser Worte nehmen die Toten die Formen des Lebens wieder an und sehen das Sonnenlicht und das Lächeln der Frauen.‹

Was er fürchtete, war, daß die Theorbenspielerin und der Tote sich, wie zu ihren Lebzeiten, vereinigen könnten und er sehen müßte, wie sie sich umarmten. Er glaubte bisweilen das leise Geräusch von Küssen zu vernehmen.

Er wurde nun ganz und gar verwirrt; von Gott verlassen, fürchtete er sich ebenso sehr vor seinen Gedanken wie vor seinen Gefühlen. Als er eines Abends nach seiner Gewohnheit mit der Stirne auf dem Boden lag, sagte zu ihm eine unbekannte Stimme:

»Paphnucius, es gibt auf der Erde mehr Völker, als du meinst, und wenn ich dir zeigte, was ich gesehen, würdest du vor Entsetzen sterben. Es gibt Menschen, die auf der Stirn ein einziges Auge haben. Es gibt Menschen, die nur ein Bein haben und sich hüpfend fortbewegen. Es gibt Menschen, die ihr Geschlecht wechseln und aus Männern Frauen werden. Es gibt Baummenschen, die Wurzeln in die Erde treiben. Und es gibt Menschen ohne Kopf, die auf der Brust zwei Augen, eine Nase und einen Mund tragen. Glaubst du aufrichtig, daß Jesus Christus für das Heil dieser Menschen gestorben sei?«

Ein anderes Mal hatte er ein Gesicht. Er sah in hellem Licht eine breite Straße, Bäche und Gärten. Auf der Straße galoppierten Aristobulus und Chäreas auf ihren syrischen Pferden, und die freudige Erregung des Rittes rötete den beiden jungen Männern die Wangen. Unter einer Säulenhalle deklamierte Kallikrates Verse. Befriedigter Stolz zitterte in seiner Stimme und schimmerte in seinen Augen. Im Garten pflückte Zenothemis goldene Äpfel und liebte eine Schlange mit himmelblauen Flügeln. In weißem Gewand und mit einer funkelnden Stirnbinde auf dem Haupte saß Hermodorus sinnend unter einer heiligen Persea. Dieser Baum trug statt der Blumen kleine Köpfe reinen Profils, welche, wie die der altägyptischen Göttinnen, mit Geiern oder Sperbern oder mit einer glänzenden Mondscheibe geschmückt waren. Nikias studierte an einer Himmelskugel die harmonische Bewegung der Gestirne.

Dann nahte sich dem Mönch eine verschleierte Frau mit einem Myrtenzweige in der Hand und sagte zu ihm:

»Siehe, die einen suchen die ewige Schönheit und bringen so die Unendlichkeit in ihr kurzes Dasein. Die anderen leben ohne hohe Gedanken. Aber schon dadurch, daß sie sich der schönen Natur hingeben, sind sie glücklich und schön und, indem sie ihr Leben einfach dahingleiten lassen, geben sie dem höchsten Schöpfer der Dinge seine Ehre. Denn der Mensch ist ein schöner Hymnus Gottes. Sie denken alle, daß das Glück unschuldig und die Freude erlaubt sei. Paphnucius, wenn sie nun doch recht hätten, was für ein blöder Tor wärest du!«

Und das Gesicht verschwand.

So wurde Paphnucius ohne Unterlaß körperlich und geistig heimgesucht. Satan ließ ihm keinen Augenblick Ruhe. Dieses verlassene Grabmal war stärker bevölkert als der Marktplatz einer großen Stadt. Die Dämonen ließen schallendes Hohngelächter hören, und Millionen von Larven, Empusen und Lemuren vollbrachten hier scheinbar alle Arbeiten des Lebens. Wenn er abends zur Quelle ging, tanzten Satyrn und Fauninnen in bunter Reihe um ihn her und zogen ihn in ihren unkeuschen Tanz. Die Dämonen fürchteten ihn nicht mehr. Sie überhäuften ihn mit Spöttereien, unzüchtigen Schimpfworten und Schlägen. Eines Tages raubte ihm ein Teufel, der nicht größer war als sein Arm, den Strick, womit er seine Lenden gürtete.

Er dachte bei sich:

»Gedanke, wohin hast du mich geführt?«

Und er beschloß, mit seinen Händen zu arbeiten, um seinem Geiste die Ruhe zu verschaffen, deren er bedurfte. Bei der Quelle wuchsen breitblättrige Bananenbüsche unter dem Schatten der Palmen. Er schnitt einige Stengel ab und trug sie in das Grabmal. Dort hechelte er sie unter einem Stein, bis sie in Fasern zerfielen, wie er das bei den Seildrehern gesehen hatte. Denn er hatte sich vorgenommen, sich an Stelle des vom Teufel gestohlenen Stricks einen neuen zu verfertigen. Die Dämonen fanden daran wenig Gefallen. Sie hörten mit ihrem tollen Treiben auf, und selbst die Theorbenspielerin verzichtete auf ihre Magie und blieb ruhig an ihrer bemalten Mauer. Indem Paphnucius die Bananenstengel hechelte, stärkte er seinen Mut und seinen Glauben.

›Mit der Hilfe des Himmels,‹ so sagte er sich, ›werde ich das Fleisch bezähmen. Was die Seele betrifft, so hat sie die Hoffnung immer bewahrt. Vergebens möchten die Teufel und diese verdammte Hexe mir Zweifel über das Wesen Gottes einflößen. Ich werde ihnen mit den Worten des Apostels Johannes antworten: "Im Anfang war das Wort, und das Wort war Gott." Daran glaube ich fest, und wenn das, was ich glaube, widersinnig ist, so glaube ich um so fester daran. Ja, noch besser gesagt, es muß widersinnig sein, sonst würde ich es nicht glauben, sondern wissen. Was man weiß, gibt einem jedoch das Leben nicht, der Glaube allein macht selig.‹

Er setzte die gelösten Fasern der Sonne und dem Morgentau aus und wendete sie jeden Tag sorgfältig um, damit sie nicht faulten. Mit Freude fühlte er dabei, daß die Einfalt der Kindheit wieder in ihm erwachte. Nachdem er seinen Strick gedreht hatte, schnitt er Schilf, um Decken und Körbe zu flechten. Die Totenkammer glich der Werkstatt

eines Korbflechters, und Paphnucius fand leicht den Übergang von der Arbeit zum Gebet. Aber Gott war ihm noch immer ungnädig, denn eines Nachts wurde er von einer Stimme geweckt, die ihn vor Schrecken erstarren ließ. Er erriet ihre Herkunft. Es war die des Toten. Die Stimme ließ einen kurzen Zuruf in leichtem Geflüster hören:

»Helena, Helena, komm, bade dich mit mir! Komm schnell!«

Eine Frau, deren Mund das Ohr des Mönches streifte, antwortete:

»Mein Freund, ich kann mich nicht erheben: ein Mann liegt auf mir.

Plötzlich merkte Paphnucius, daß seine Wange auf der Brust einer Frau ruhte. Er erkannte die Theorbenspielerin, die, zur Hälfte befreit, ihre Brust hob. Da umarmte er voll Verzweiflung den blühenden balsamischen Körper und schrie, von Sehnsucht nach der Verdammnis ergriffen:

»Bleibe, bleib, mein Himmel!«

Aber sie stand bereits auf der Schwelle, und die Mondesstrahlen versilberten ihr Lachen.

»Warum sollte ich bleiben?« sagte sie. »Der Schatten eines Schattens genügt einem Liebhaber von so lebhafter Einbildungskraft. Du hast übrigens bereits gesündigt. Was bedarfst du mehr?«

Paphnucius weinte in die Nacht hinaus, und als der Morgen kam, flüsterte er ein Gebet in sanftem Klage-ton:

›Jesus, mein Jesus, warum verläßt du mich? Du siehst, in welcher Gefahr ich schwebe. Komm, hilf mir, süßer Heiland! Da dein Vater mich nicht mehr liebt, mich nicht mehr erhört, bedenke, daß ich nur noch dich habe. Zwischen ihm und mir ist kein Verkehr möglich; ich kann ihn nicht verstehen, und er kann mich nicht bedauern. Aber du, du bist von einem Weibe geboren, und darum baue ich auf dich. Erwinnere dich, daß du Mensch warst! Ich flehe dich an, nicht weil du Gott von Gott, Licht von Licht, wahrer Gott von wahrem Gotte bist, sondern weil du arm und schwach auf dieser Erde lebst, wo ich leide, weil Satan dein Fleisch versuchen wollte, weil der Schweiß des Todeskampfes deine Stirne netzte. Dein Menschentum bete ich an, mein Jesus, mein Bruder Jesus!«

Nachdem er händeringend also gebetet, erschütterte ein furchtbares Gelächter die Wände des Grabmals und die Stimme, die auch auf der Spitze der Säule erklungen war, sprach höhrend:

»Dieses Gebet ist des Breviers des Ketzers Marcus würdig. Paphnucius ist Arianer geworden! Paphnucius ist Arianer!«

Wie vom Blitze getroffen, sank der Mönch bewußtlos zu Boden.

### **Fünftes Kapitel.**

Als Paphnucius die Augen wieder aufschlug, sah er sich von Mönchen mit schwarzen Kapuzen umgeben, die ihm Wasser auf die Schläfen träufelten und Beschwörungen murmelten. Einige andere, welche Palmen trugen, standen draußen vor dem Grabmal.

»Auf unserem Wege durch die Wüste«, sagte einer der Mönche, »haben wir in diesem Grabmal Geschrei gehört, und da wir eintraten, fanden wir dich wie leblos auf dem Boden liegen. Ohne Zweifel haben dich die Dämonen niedergeworfen und sind bei unserer Ankunft entwichen.«

Paphnucius hob den Kopf und fragte mit bebender Stimme:

»Meine Brüder, wer seid ihr? Und warum habt ihr Palmen in den Händen? Sind sie wirklich nicht für mein Begräbnis bestimmt?«

Sie antworteten:

»Bruder, weißt du nicht, daß unser Vater Antonius, dem im Alter von hundertundfünf Jahren sein baldiges Ende verkündet worden ist, vom Berge Colzinus, auf den er sich zurückgezogen, herniedersteigt, um die zahllosen Kinder seiner Seele zu segnen? Wir gehen mit diesen Palmen unserem geistigen Vater entgegen. Aber du, Bruder, wie kannst du von einem so großen Ereignisse nichts wissen? Ist denn kein Engel gekommen, um dich in diesem Grabmal davon zu benachrichtigen?«

»Leider verdiene ich eine solche Gnade nicht,« erwiderte Paphnucius, »die einzigen Gäste dieser Behausung sind Dämonen und Vampyre. Betet für mich. Ich bin Paphnucius, Abt von Antinoë, der elendeste der Diener Gottes.«

Beim Namen Paphnucius bewegten alle ihre Palmen und murmelten Segenssprüche. Derjenige, der bereits gesprochen, rief bewundernd aus:

»Ist es möglich, daß du jener heilige Paphnucius bist, der sich durch so große Werke hervorgetan hat, daß man annimmt, er werde einst dem großen Antonius selbst gleichkommen. Ehrwürdigster, du hast die Buhlerin Thaïs zu Gott bekehrt und bist, nachdem du auf eine hohe Säule erhoben warst, von den Seraphim entführt worden.

Die, welche nachts am Fuße der Säule wachten, sahen deine selige Himmelfahrt. Engelflügel umgaben dich wie eine weiße Wolke, und deine ausgestreckte Rechte segnete die Wohnungen der Menschen. Als das Volk am andern Morgen dich nicht mehr sah, stieg ein banger Schmerzensschrei zur entkrönten Säule empor. Aber dein Jünger Flavianus verkündete das Wunder und übernahm an deiner Stelle die Herrschaft über die Mönche. Nur ein einfältiger Mensch namens Paulus wollte der allgemeinen Annahme widersprechen. Er versicherte, daß er dich im Traume von Teufeln habe davontragen sehen. Die Menge wollte ihn dafür steinigen, und es ist ein Wunder, daß er dem Tode entrinnen konnte. Ich bin Zosimus, der Abt dieser Mönche, die du zu deinen Füßen siehst. Wie sie, kniee ich vor dir nieder, damit du den Vater mit den Kindern segnest. Dann wirst du uns von den Wundern erzählen, die Gott durch deine Mittlerschaft zu wirken geruht hat.«

»Weit davon entfernt, mir gnädig gewesen zu sein, wie du glaubst,« antwortete Paphnucius, »hat mich der Herr vielmehr durch entsetzliche Prüfungen heimgesucht. Nicht von Engeln bin ich entführt worden, sondern eine Schattenmauer hat sich vor meinen Augen erhoben und ist vor mir hergezogen. Ich habe in einem Traume gelebt. Außer Gott ist alles Traum. Als ich die Reise nach Alexandrien machte, hörte ich in wenig Stunden vielerlei Reden und erkannte, daß die Heerschar des Irrtums unzählbar ist. Sie verfolgt mich, und ich bin von ihren Schwertern umgeben.«

Zosimus antwortete:

»Ehrwürdiger Vater, bedenke, daß die Heiligen und besonders die Heiligen der Wüste fürchterlichen Versuchungen ausgesetzt werden. Wenn du nicht in den Armen der Seraphim in den Himmel entrückt worden bist, so hat der Herr doch sicherlich deinem Bilde diese Gnade erwiesen, da Flavianus, die Mönche und das Volk Zeugen deiner Entführung waren.«

Paphnucius entschloß sich immerhin, die Segnung des Antonius einzuholen.

»Bruder Zosimus,« sagte er, »gib mir eine dieser Palmen und laß mich mit dir unserem Vater entgegengehen!«

»Gehen wir!« erwiderte Zosimus. »Eine kriegerische Ordnung geziemt den Mönchen, welche die ersten Soldaten der Welt sind. Du und ich werden als Äbte vorangehen und die andern werden uns unter Psalmengesang folgen.«

Sie machten sich auf den Weg, und Paphnucius sagte:

»Gott ist die Einheit, denn er ist die Wahrheit, die einzig ist. Die Welt ist mannigfaltig, weil sie der Irrtum ist. Man muß sich von allen Schauspielen der Natur abwenden, selbst von den scheinbar unschuldigsten. Ihre Mannigfaltigkeit, die sie angenehm macht, ist das Zeichen, daß sie schlecht sind. Darum kann ich nicht einmal einen Busch Papyrushalme am schlafenden Gewässer sehen, ohne daß sich meine Seele betrübt. Alles, was die Sinne wahrnehmen, ist verwerflich. Das geringste Sandkorn birgt eine Gefahr. Jedes Ding führt uns in Versuchung. Das Weib ist lediglich die Vereinigung aller Versuchungen, die in der leichten Luft, auf der blumigen Erde und im klaren Gewässer zerstreut sind. Glücklich der, dessen Seele ein verschlossenes Gefäß ist! Heil dem, der stumm, taub und blind zu werden wußte und nichts von der Welt versteht, um Gott zu verstehen!«

Nachdem Zosimus über diese Worte nachgedacht, antwortete er folgendermaßen:

»Ehrwürdiger Vater, es ziemt sich, daß ich dir meine Sünden gestehe, da du mir deine Seele aufgedeckt hast. So beichten wir einer dem andern nach apostolischem Gebrauche. Bevor ich Mönch wurde, habe ich als Weltkind ein abscheuliches Leben geführt. In Madaura, der durch ihre Buhlerinnen berühmten Stadt, jagte ich jeder Art von Liebe nach. Jede Nacht schwelgte ich in Gesellschaft von jungen Lüstlingen und Flötenspielerinnen und zog mit derjenigen nach Hause, die mir am besten gefiel. Ein Heiliger, wie du, kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, wie weit mich die Leidenschaft meiner Begierden trieb. Es genügt, wenn ich dir sage, daß sie weder verheiratete Frauen noch Nonnen verschonte und sich in Ehebrüchen und Kirchenfreveln erging. Mit Wein reizte ich die Glut meiner Sinne, und mit Recht nannte man mich den größten Trunkenbold von Madaura. Trotzdem war ich Christ und bewahrte in meinen Verirrungen den Glauben an den gekreuzigten Jesus. Nachdem ich den größten Teil meines Vermögens auf diese Weise vergeudet hatte und bereits die ersten Bedrängnisse der Armut kosten mußte, sah ich den kräftigsten meiner Zechgenossen infolge einer schrecklichen Krankheit rasch dahinwelken. Seine Kniee trugen ihn nicht mehr, und seine zitternden Hände versagten ihm den Dienst. Die geschwächten Augen fielen ihm zu. Aus seiner Kehle drang nur noch ein entsetzliches Muhen. Sein Geist war noch schwerfälliger als sein Körper und schien zu schlafen. Gott hatte ihn zur Strafe dafür, daß er wie ein Tier gelebt hatte, in ein Tier verwandelt. Der Verlust meiner Güter hatte mir bereits heilsame Gedanken eingeflößt, aber das Schicksal meines Freundes war mir noch nützlicher. Es machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich die Welt verließ und mich in die Wüste zurückzog. Seit zwanzig Jahren genieße ich nun hier einen Frieden, den nichts getrübt hat. Ich übe mit meinen Mönchen den Beruf des Webers, des Baumeisters, des Zimmermanns und

sogar des Schreibers aus, obschon ich in Wahrheit wenig Geschmack an der Schreibarbeit finde, da ich von jeher das Handeln dem Denken vorgezogen habe. Meine Tage sind voll Freude und meine Nächte ohne Träume, und ich glaube, daß Gottes Gnade auf mir ruht, weil ich inmitten der schrecklichsten Sünden immer die Hoffnung bewahrt habe.«

Als Paphnucius diese Worte hörte, hob er die Augen gen Himmel und sprach für sich:

»O Herr, du betrachtetest mit Liebe diesen Menschen, der sich so schwer versündigt hat, diesen Ehebrecher und Kirchenschänder, und du wendest dich von mir ab, der ich immer deine Gebote beobachtet habe! Wie dunkel ist deine Gerechtigkeit, mein Gott! Und wie unerforschlich sind deine Wege!«

Zosimus breitete die Arme aus:

»Siehe, ehrwürdiger Vater, wie schwarze Züge wandernder Ameisen zieht es auf beiden Seiten des Horizontes dahin. Das sind unsere Brüder, die, wie wir, dem Antonius entgegengehen.«

Als sie am Orte der Zusammenkunft anlangten, bot sich ihnen ein wunderbares Schauspiel dar. Die Heerschar der Mönche dehnte sich in drei Linien in einem unendlichen Halbkreis aus: in der ersten standen die Ältesten der Wüste mit dem Hirtenstab in der Hand, und ihre Bärte hingen bis zur Erde. Die von den Äbten Ephrem und Serapion geleiteten Mönche und alle andern Klostergeistlichen des Nils bildeten die zweite Reihe. Hinter diesen erschienen die Büßer, die von den fernen Felsgegenden herkamen. Die einen trugen auf ihren geschwärzten und eingetrockneten Leibern unförmliche Lappen, die andern hatten als Gewand bloße Schilfrohre, die mit Schlingpflanzen zusammengebunden waren. Mehrere waren ganz nackt, aber Gott hatte sie, wie die Schafe, mit einem dichten Fell bekleidet. Alle trugen grüne Palmzweige in den Händen. Es war wie ein smaragdener Regenbogen, und sie glichen den Chören der Auserwählten, den lebenden Mauern der Gottesstadt.

Es herrschte in der Versammlung eine so vollkommene Ordnung, daß Paphnucius ohne Schwierigkeit die ihm unterstehenden Mönche herausfand. Er gesellte sich zu ihnen, nachdem er sein Gesicht unter seiner Kapuze verborgen hatte, um unerkannt zu bleiben und ihre fromme Andacht nicht zu stören. Plötzlich erhob sich ein lautes Frohlocken.

»Der Heilige!« rief man von allen Seiten, »der Heilige! der große Heilige ist da! der Liebling Gottes ist da, gegen den die Hölle nichts vermocht hat! Unser Vater Antonius!«

Dann entstand ein tiefes Schweigen, und alle Stirnen senkten sich in den Sand.

Von der Höhe eines Hügels, der sich in der weiten Wüste erhob, nahte sich, auf seine Lieblingsjünger Macarius und Amathas gestützt, Antonius. Er ging langsamen Schrittes, aber sein Körper hielt sich noch aufrecht, und man bemerkte noch einen Rest übermenschlicher Kraft an ihm. Sein weißer Bart breitete sich über seine breite Brust aus, sein glatter Schädel warf Lichtstrahlen, wie die Stirne des Moses. Seine Augen hatten Adlerblicke, und auf seinen runden Wangen glänzte ein kindliches Lächeln. Er erhob seine durch ein Jahrhundert unerhörter Arbeiten ermüdeten Arme, um sein Volk zu segnen, und sprach mit dem letzten Glanz seiner Stimme die Liebesworte:

»Wie schön sind deine Hütten, o Jakob! Wie lieblich sind deine Zelte, o Israel!«

Sofort erscholl von einem Ende der lebenden Mauer zum andern, wie ein harmonisches Donnergetöse, der Psalm: »Wohl dem, der den Herrn fürchtet.«

Von Macarius und Amathas geleitet, durchschritt Antonius unterdessen die Reihen der Ältesten, der Klostergeistlichen und der Einsiedler. Dieser Seher, der Himmel und Hölle gesehen, dieser Einsiedler, der von einer Felsenhöhle aus die christliche Kirche beherrscht hatte, dieser Heilige, der in den Tagen der schwersten Prüfung den Glauben der Märtyrer bekannt hatte, dieser Lehrer, dessen Beredsamkeit die Ketzerei niedergeschmettert hatte, sprach zärtlich zu jedem seiner Söhne und nahm am Vorabend seines seligen Todes, den ihm Gott, der ihn liebte, endlich versprochen hatte, herzlichen Abschied von ihnen.

Er sagte zu den Äbten Ephrem und Serapion:

»Ihr befehligt zahlreiche Heere und seid beide hervorragende Feldherren. Ihr werdet daher auch im Himmel eine goldene Rüstung tragen, und der Erzengel Michael wird euch den Namen von Chiliarchen seiner Scharen geben«

Als er den greisen Palämon erblickte, küßte er ihn und sprach:

»Das ist das sanfteste und beste meiner Kinder. Seine Seele strömt einen ebenso süßen Balsam aus, wie die Blüten der Bohnen, die er jedes Jahr sät.«

Zum Abte Zosimus gewendet, sagte er:

»Du hast an der göttlichen Güte nicht gezweifelt, darum ist der Friede des Herrn mit dir. Die Lilie deiner Tugend ist dem Dünger deiner Verderbnis entsprossen.«

An jeden richtete er Sprüche untrüglicher Weisheit.

Zu den Ältesten sprach er:

»Der Apostel hat rings um Gottes Thron vierundzwanzig Greise in weißen Gewändern und bekränzten Hauptes sitzen sehen.«

Den Jungen sagte er:

»Seid fröhlich! Laßt die Traurigkeit den Glücklichen dieser Welt!«

So streute er, indem er vor der Armee seiner Söhne vorüberschritt, Ermahnungen aus. Als Paphnucius ihn kommen sah, fiel er, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, auf die Kniee:

»Mein Vater, mein Vater,« rief er in seiner Angst aus, »komme mir zu Hilfe, denn ich gehe zugrunde. Ich habe Gott die Seele der Thaïs geschenkt, ich habe die Spitze einer Säule und die Totenkammer eines Grabmals bewohnt. Meine Stirn, die beständig den Boden berührte, ist schwielig geworden wie das Knie eines Kamels. Und doch hat sich Gott von mir abgewandt. Segne mich, mein Vater, und ich werde gerettet sein! Schüttele den Ysopbusch, und ich werde gewaschen sein und glänzen wie der Schnee!«

Antonius antwortete nichts, sondern ließ seinen Blick, dessen Glanz niemand ertragen konnte, über die Schar von Antinoë schweifen. Als er dabei Paulus, den man den Einfältigen nannte, bemerkt hatte, betrachtete er ihn lange und winkte ihn hierauf zu sich.

Da alle erstaunten, daß sich der Heilige an einen des Verstandes beraubten Menschen wende, sagte Antonius:

»Gott hat diesem hier mehr Gnade verliehen als irgendeinem unter euch. Hebe die Augen auf, mein Sohn Paulus, und sage, was du im Himmel siehst!«

Paulus der Einfältige sah empor. Sein Gesicht erglänzte, und seine Zunge löste sich:

»Ich sehe im Himmel«, sagte er, »ein mit Decken aus Purpur und Gold geschmücktes Bett. Drei Jungfrauen halten Wache vor ihm, damit keine andere Seele sich ihm nahe als die auserwählte, für die das Bett bestimmt ist.«

Da Paphnucius dieses Bett für das Symbol seiner Verherrlichung ansah, fing er schon an, ein Dankgebet zu sprechen. Aber Antonius gebot ihm mit einer Handbewegung Schweigen und wies ihn an, den Einfältigen weiter zu hören, der in Verzückung flüsterte:

»Die drei Jungfrauen sprechen zu mir, sie sagen: ›Eine Heilige ist im Begriffe, die Erde zu verlassen, Thaïs von Alexandrien wird sterben. Wir haben das Bett ihres Ruhmes bereitet, denn wir sind ihre Tugenden: Glaube, Gottesfurcht und Liebe.«

Antonius fragte:

»Lieber Sohn, was siehst du weiter?«

Paulus ließ seine Blicke umsonst vom Zenith zum Nadir und vom Aufgang nach dem Niedergang schweifen, als seine Augen plötzlich den Abt von Antinoë trafen. Ein heiliges Entsetzen ließ sein Gesicht erleichen, und seine Augäpfel strahlten unsichtbare Flammen wider.

»Ich sehe«, flüsterte er, »drei Dämonen, die sich voll Freude anschicken, diesen Menschen zu ergreifen. Sie gleichen einem Turm, einer Frau und einem Magier. Alle drei tragen ihre Namen mit glühendem Stahl aufgebrannt, der erste auf der Stirn, der zweite auf dem Bauche und der dritte auf der Brust, und diese Namen sind: Hochmut, Üppigkeit und Zweifel.«

»Ich habe gesehen.«

Nachdem er so gesprochen, sank Paulus mit wirren Blicken und herabhängenden Lippen in seine Einfalt zurück.

Da die Mönche von Antinoë Antonius mit Bestürzung ansahen, sprach der Heilige nur die wenigen Worte:

»Gott hat sein gerechtes Urteil verkündet. Wir müssen ihn anbeten und schweigen.«

Damit ging er weiter und segnete alle nacheinander. Die zum Westen sinkende Sonne umgab ihn mit einem Glorienschein, und sein durch himmlische Gnade maßlos verlängerter Schatten zog, wie ein unendlicher Teppich, hinter ihm her, als Zeichen des langen Andenkens, das die Menschen diesem großen Heiligen bewahren sollten.

Aufrecht stehend, aber niedergeschmettert, sah und hörte Paphnucius nichts mehr. Die einzigen Worte: »Thaïs wird sterben,« erfüllten seine Ohren. Ein solcher Gedanke war ihm nie gekommen. Zwanzig Jahre lang hatte er einen Mumienkopf betrachtet, und nun versetzte ihn der Gedanke, daß der Tod die Augen der Thaïs schließen könnte, in verzweiflungsvolles Erstaunen.

»Thaïs wird sterben!« Unbegreifliche Kunde! »Thaïs wird sterben!« In diesen drei Wörtern welch furchtbarer, unerwarteter Sinn! »Thaïs wird sterben!« Wozu denn die

Sonne, die Blumen, die Bäche und die ganze Schöpfung? »Thaïs wird sterben!« Wozu das Weltall?

Plötzlich sprang er auf: »Sie wiedersehen, sie noch einmal sehen!« Und er fing an zu laufen. Er wußte nicht, wo er war, noch wohin er lief, aber der Instinkt führte ihn mit voller Sicherheit. Er rannte in gerader Richtung dem Nile zu. Ein Schwarm von Segeln bedeckte die hohen Gewässer des Stromes. Er sprang in ein mit Nubiern bemanntes Schiff, legte sich dort auf das Vorderteil und schrie, indem seine Augen den Raum verschlangen, voll Schmerz und Wut:

»Tor, Tor, der ich war, daß ich Thaïs nicht umschlungen habe, da es noch Zeit war! Tor, der ich geglaubt habe, es gebe noch etwas anderes auf der Welt als sie! O Wahnsinn! Ich dachte an Gott, an mein Seelenheil, an das ewige Leben, als ob alles das etwas bedeute, wenn man Thaïs gesehen hat! Wie habe ich nicht gefühlt, daß die ewige Seligkeit in einem einzigen Kusse dieser Frau liegt, daß ohne sie das Leben sinnlos und nur ein wüster Traum ist? O Narr, du hast sie gesehen, und du hast nach den Gütern des Jenseits begehrt! O Feigling, du hast sie gesehen, und du hast Gott gefürchtet! Gott, der Himmel, was ist das? Was haben sie dir zu bieten, das den kleinsten Teil dessen aufwöge, was sie dir gegeben hätte? O elender Tor, der du die himmlische Güte anderswo als auf Thaïs Lippen suchtest! Welche Hand lag auf deinen Augen? Verflucht sei, wer dich damals blind machte! Du konntest um den Preis der Verdammnis einen Augenblick ihrer Liebe erkaufen, und du hast es nicht getan! Sie öffnete dir die Lilienarme, und du hast dich nicht in die unsagbaren Wonnen ihres entschleierte Busens gestürzt! Du hast auf die neidische Stimme gehört, die dir zurief: ›Enthalte dich!‹ Narr, Narr, trauriger Narr! O Reue, o Gewissensbisse, o Verzweiflung! Nicht einmal die Freude zu haben, die Erinnerung an die unvergeßliche Stunde in die Hölle mitzunehmen und Gott zuzurufen: ›Brenne mein Fleisch, dörre alles Blut meiner Adern aus, zersplittere meine Knochen, du wirst mir doch das Andenken, das mir von Ewigkeit zu Ewigkeit süßen Duft und Erfrischung spendet, nicht rauben können! . . .‹ ›Thaïs wird sterben!‹ Lächerlicher Gott, wenn du wüßtest, wie ich deiner Hölle spotte! Thaïs wird sterben und wird nie die Meine sein, nie, nie!«

Und während die Barke dem schnellen Strome folgte, blieb er ganze Tage auf dem Bauche liegen und wiederholte:

»Nie! nie! nie!«

Wenn er dann daran dachte, daß sie sich andern hingeben und nicht ihm, daß sie Ströme der Liebe über die Welt ausgegossen und er nicht einmal seine Lippen darin

genetzt hatte, sprang er wütend auf und schrie vor Schmerz. Er zerfleischte sich die Brust mit den Nägeln und biß sich in die Arme. Er sagte sich:

»Daß ich alle die töten könnte, welche sie geliebt hat!«

Der Gedanke an diese Mordtaten erfüllte ihn mit wonniger Wut. Er sann nach, wie er Nikias langsam, mit Muße, und, indem er ihm bis in den Grund der Augen blickte, erwürgen wollte. Dann legte sich seine Wut plötzlich. Er weinte und schluchzte. Er wurde sanft und schwach. Eine unbekannte Zärtlichkeit erweichte ihm die Seele. Es kam ihm die Lust an, sich seinem Jugendfreund um den Hals zu werfen und ihm zu sagen: »Nikias, ich liebe dich, weil du sie geliebt hast. Sprich mir von ihr! Sage mir, was sie dir sagte!« Und immer wieder zermartete ihm das eherner Wort das Herz: »Thaïs wird sterben!«

»Tageshelle,« rief er aus, »Silberschatten der Nacht, Gestirne, Himmel, Bäume mit lebendem Wipfel, Raubtiere, Haustiere, ängstliche Menschenseelen, hört ihr es nicht: ›Thaïs wird sterben!‹ Luft, Licht und Blumenduft, verschwindet! Erlöschet, Formen und Gedanken des Weltalls! ›Thaïs wird sterben!‹ Sie war die Schönheit der Welt, und alles, was ihr nahte, wurde schön im Widerschein ihrer Anmut. Der Greis und die Weisen, die beim Gastmahl zu Alexandrien neben ihr saßen, wie waren sie lieblich! wie harmonisch war ihre Rede! Ein Schwarm lachender Bilder umflog ihre Lippen, und Wollust durchduftete alle ihre Gedanken. Nur weil Thaïs' Atem über ihnen war, wurde alles, was sie sagten, Liebe, Schönheit, Wahrheit. Eine reizende Gottlosigkeit verlieh ihren Reden Anmut. Sie drückten mühelos den Glanz des Menschentums aus. Und alles das ist leider nur noch ein Traum! ›Thaïs wird sterben!‹ O wie gerne würde ich ihres Todes sterben! Aber du kannst nicht einmal sterben, vertrocknete Mißgeburt! Wie solltest du den Tod kosten, da du das Leben nicht gekannt hast? Möge es denn einen Gott geben und er mich verdammen! Ich hoffe und ich will es. Gott, den ich hasse, höre mich! Stoße mich in die Verdammnis! Um dich dazu zu zwingen, speie ich dir ins Gesicht. Ich bedarf der ewigen Hölle, um die Ewigkeit der Wut, die ich in mir fühle, ausrasen zu lassen – —«

### **Sechstes Kapitel.**

Am frühen Morgen empfing die Äbtissin Albina den Abt von Antinoë an der Schwelle der Zellen.

»Sei willkommen in unseren Zelten des Friedens, ehrwürdiger Vater, denn du kommst wohl, die Heilige zu segnen, die du uns gegeben hast! Du weißt, daß sie Gott in seiner

Gnade zu sich beruft. Wie solltest du eine Nachricht nicht erfahren haben, welche die Engel von Wüste zu Wüste getragen haben? Thaïs ist in der Tat ihrem seligen Ende nahe. Ihre Werke sind getan, und ich kann dir mit wenig Worten beschreiben, wie sie unter uns gelebt hat. Als sie nach deinem Weggang in der mit deinem Siegel verschlossenen Zelle zurückgeblieben, schickte ich ihr mit ihrer Nahrung eine Flöte, wie sie die Mädchen ihres Berufes bei den Festen zu spielen pflegen. Ich tat das, damit sie nicht in Trübsinn ver falle und nicht weniger Anmut und Talent vor Gott habe, als sie vor den Blicken der Menschen gezeigt hatte. Und es war nicht unweise gehandelt, denn Thaïs spielte jeden Tag auf der Flöte zum Lobe des Herrn, und die Jungfrauen, welche von den Tönen dieser unsichtbaren Flöte angezogen wurden, sagten: ›Wir hören die Nachtigall der Himmelshaine, den Schwanengesang des gekreuzigten Jesu.‹ So tat Thaïs Buße, bis nach sechzig Tagen die von dir versiegelte Türe sich von selbst öffnete und das Tonsiegel zerbrach, ohne daß irgendeine Menschenhand es berührt hätte. An diesem Zeichen erkannte ich, daß die Prüfung, die du ihr auferlegt hattest, aufzuhören habe und daß Gott der Flötenspielerin ihre Sünden ver gebe. Von da an teilte sie das Leben meiner Töchter, arbeitete und betete mit ihnen. Sie erbaute sie durch die Bescheidenheit ihres Auftretens und ihrer Reden und glich unter ihnen einem Standbild der Schamhaftigkeit. Bisweilen war sie traurig, aber diese Wolken zogen vorüber. Sobald ich sah, daß sie durch den Glauben, die Hoffnung und die Liebe an Gott gefesselt sei, scheute ich mich nicht, ihre Kunst und sogar ihre Schönheit zur Erbauung ihrer Schwestern nutzbar zu machen. Ich forderte sie auf, vor uns die Taten der starken Frauen und der weisen Jungfrauen der Schrift darzustellen. Sie ahmte Esther, Judith, Debora, Maria, die Schwester des Lazarus, und Maria, die Mutter Jesu, nach. Ich weiß, ehrwürdiger Vater, daß deine Sittenstrenge sich beim Gedanken an solche Schauspiele empört. Aber du wärest selbst gerührt worden, wenn du sie in diesen frommen Szenen gesehen hättest, wie sie wahre Tränen vergoß und ihre Arme wie Palmen gen Himmel streckte. Ich gebiete schon lange über Frauen und habe den Grundsatz, ihren besonderen Anlagen nicht entgegenzuwirken. Alle Samen geben nicht die gleichen Blumen, und alle Seelen lassen sich nicht auf gleiche Art heiligen. Es ist auch in Betracht zu ziehen, daß Thaïs sich Gott zu einer Zeit ergeben hat, da sie noch schön war, und ein solches Opfer ist, wenn auch nicht einzig in seiner Art, doch sehr selten. Diese Schönheit, die ihr natürliches Kleid ist, hat sie auch heute nach drei Monaten des Fiebers, an dem sie stirbt, noch nicht verloren. Da sie seit ihrer Erkrankung fortwährend den Himmel zu sehen verlangt, lasse ich sie jeden Morgen unter den alten Feigenbaum tragen, der am Brunnen des Hofes steht und in dessen Schatten die Äbtissinnen dieses Klosters ihre Versammlungen abzuhalten pflegen. Du wirst sie dort finden, ehrwürdiger Vater, aber beeile dich, denn Gott ruft sie und heute

abend schon wird ein Schweiß Tuch das Gesicht bedecken, das Gott zum Ärgernis und zur Erbauung der Welt geschaffen hat.«

Paphnucius folgte Albina in den vom Morgenlicht überfluteten Hof. Längs der Ziegeldächer bildeten die Tauben eine Perlenreihe. Unter dem Feigenbaume ruhte Thaïs ganz weiß mit gekreuzten Armen auf einem Bette. Verschleierte Frauen sprachen an ihrer Seite Sterbegebete.

»Habe Mitleid mit mir, mein Gott, nach deiner großen Güte und tilge meine Sünden nach der Fülle deiner Barmherzigkeit!«

Er rief sie:

»Thaïs!«

Sie schlug die Augenlider auf und drehte ihre weißen Augäpfel nach der Richtung, aus der die Stimme kam.

Albina gab den verschleierten Frauen ein Zeichen, sich einige Schritte zu entfernen.

»Thaïs!« wiederholte der Mönch.

Sie hob den Kopf. Ein leichter Atemzug drang aus ihren bleichen Lippen:

»Bist du es, mein Vater?« flüsterte sie. »Erinnerst du dich des Wassers der Quelle und der Datteln, die wir gepflückt haben? . . . An jenem Tage, mein Vater, ward ich zur Liebe und zum Leben geboren.«

Sie schwieg und ließ den Kopf sinken.

Der Tod umschwebte sie, und der Schweiß des Todeskampfes netzte ihre Stirne. Eine auffliegende Turteltaube unterbrach das erhabene Schweigen durch ihren Klageruf. Dann mischte sich das Schluchzen des Mönchs in den Psalmengesang der Jungfrauen:

»Wasche meine Unreinheit ab und läutere mich von meinen Sünden! Denn ich kenne meine Ungerechtigkeit, und mein Verbrechen erhebt sich ohne Unterlaß wider mich.«

Plötzlich richtete sich Thaïs in ihrem Bette auf. Ihre Veilchenaugen öffneten sich weit. Gen Himmel blickend und die Arme nach den fernen Hügeln ausstreckend, sagte sie mit heller und reiner Stimme:

»Da sind sie, die Rosen des ewigen Morgens!«

Ihre Augen glänzten, eine sanfte Röte färbte ihre Schläfen. Sie schien süßer und schöner als je wieder aufzuleben. Paphnucius kniete nieder und umfing sie mit seinen gebräunten Armen.

»Stirb nicht!« rief er ihr mit einer fremdartigen Stimme zu, die er selbst nicht wiedererkannte. »Ich liebe dich! Stirb nicht! Höre mich, meine Thaïs! Ich habe dich getäuscht, ich war nichts als ein elender Tor. Gott, der Himmel, alles ist nichts. Das einzig Wahre ist das irdische Leben und die Liebe der Geschöpfe. Ich liebe dich! Stirb nicht! Es ist ja unmöglich, du bist zu kostbar. Komm, komm mit mir. Laß uns fliehen! Ich werde dich in meinen Armen weit forttragen. Komm, wir wollen uns lieben! Verstehe mich doch, o Heißgeliebte, und sage mir: ›Ich werde leben, ich will leben.« Thaïs, Thaïs, erhebe dich!«

Sie hörte ihn nicht mehr. Ihre Blicke verloren sich im Unendlichen.

Sie flüsterte:

»Der Himmel tut sich auf. Ich sehe die Engel, die Propheten und die Heiligen . . . Der gute Theodor ist unter ihnen, seine Hände sind voll Blumen, er lächelt mir zu, er ruft mich . . . Zwei Seraphim kommen zu mir. Sie sind ganz nah . . . Wie schön sie sind! . . . Ich sehe Gott!«

Sie stieß einen Freudenseufzer aus, und ihr Haupt sank leblos auf das Kissen zurück. Thaïs war gestorben. Paphnucius umschlang sie voll Verzweiflung, voll heißer Sehnsucht und Liebesraserei.

Albina rief ihm zu:

»Fort von hier, Verdammter!«

Sanft drückte sie die Finger auf die Augenlider der Toten. Paphnucius wankte zurück. Seine Augen brannten, und er fühlte die Erde unter seinen Schritten sich auftun.

Die Jungfrauen stimmten den Gesang des Zacharias an:

»Gelobt sei der Herr, der Gott Israels.«

Plötzlich stockte ihnen die Stimme in der Kehle. Sie hatten das Gesicht des Mönchs erblickt und flohen entsetzt, indem sie schrieen:

»Ein Vampir! ein Vampir!«

Sein Gesicht war so häßlich geworden, daß er es fühlte, als er mit der Hand darüber hinfuhr.

[Anatole France](#), 1891

### **Empfehlungen:**

[Emma](#), [Die Abtei von Northanger](#), [Stolz und Vorurteil](#) , [Verstand und Gefühl](#). Jane Austen

[Vater Goriot](#), [Das Chagrinleder](#) , [Tante Lisbeth](#). Honoré de Balzac

[Onkel Toms Hütte](#). Harriet Beecher Stowe

[Das Dekameron](#), [Fiammetta](#), [Die Nympe von Fiesole](#). Giovanni Boccaccio

[Der Scharlachrote Buchstabe](#). N. Hawthorne

[Das Leben ein Traum](#), [Der Richter von Zalamea](#). Pedro Calderón de la Barca

[Pinocchio](#). Carlo Collodi

[Die Göttliche Komödie](#), [Das neue Leben](#) . Dante Alighieri

[Robinson Crusoe](#). Daniel Defoe

[Oliver Twist](#), [David Copperfield](#) , [Dombey und Sohn](#). Charles Dickens

[Der Idiot](#), [Die Brüder Karamasow](#), [Verbrechen und Strafe](#), [Die Dämonen](#). Fjodor Dostojewski

[Die Abenteuer des Sherlock Holmes](#), [Seine Abschiedsvorstellung](#) . Arthur Conan Doyle

[Die Drei Musketiere](#), [Zwanzig Jahre nachher](#) , [Der Graf von Monte Christo](#). Alexandre Dumas

[Der Kaiser](#) , [Kleopatra](#). Georg Ebers

[Der große Gatsby](#). F. Scott Fitzgerald

[Die Rote Lilie](#). Anatole France

[Faust. Eine Tragödie](#), [Die Leiden des jungen Werther](#), [Egmont](#) J. W. Goethe

[Der Mantel](#), [Die toten Seelen](#), [Taraß Bulba](#) N. Gogol

[Der Scharlachrote Buchstabe](#). N. Hawthorne

[Der Glöckner von Notre-Dame](#), [Die Elenden](#). Victor Hugo

[Der Process](#), [Die Verwandlung](#), [Das Schloß](#). Franz Kafka

[Martin Eden](#), [Ruf der Wildnis](#), [Wolfsblut](#). Jack London

[Bel-Ami](#). Guy de Maupassant

[Moby-Dick; oder: Der Wal](#), [Bartleby der Schreiber](#). Herman Melville

[Also sprach Zarathustra](#), [Die Geburt der Tragödie](#). Friedrich Nietzsche

[Eugen Onegin](#), [Pique Dame](#). Alexander Puschkin

[Der Schwarze Korsar](#), [Der algerische Panther](#) Emilio Salgari

[Kabale und Liebe](#), [Wilhelm Tell](#), [Die Räuber](#). Friedrich Schiller

[Der Altertümler](#), [Quentin Durward](#). Walter Scott

[Othello](#), [König Lear](#), [Romeo und Julia](#), [Hamlet](#), [Macbeth](#). William Shakespeare

[Die Schatzinsel](#). Robert Louis Stevenson

[Väter und Söhne](#), [Aufzeichnungen eines Jägers](#) Iwan Turgenev

[Die Abenteuer des Tom Sawyer](#). Mark Twain

[Ein Kapitän von 15 Jahren](#), [Die Kinder des Kapitäns Grant](#). Jules Verne

[Das Bildnis des Dorian Gray](#), [Das Gespenst von Canterville](#) Oscar Wilde

[Der Amokläufer](#), [Brennendes Geheimnis](#), [Schachnovelle](#), [24 Stunden aus dem Leben einer Frau](#) Stefan Zweig